



22. Heft | 31. Oktober 1912

PAUL KAMPFFMEYER · GELÖSTE UND UNGELÖSTE PROBLEME IN DER SOZIALDEMOKRATIE

EINEN wirklichen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie bedeutet das Jahr 1890. Denn da setzt die stürmische Entwicklung dieser Partei zu einer Massenbewegung ein, da wird die jungradikale sozialistische Bewegung ihrer nahen Katastrophe /1891/ entgegengeführt und der demokratische und sozialreformistische Charakter der Partei klarer und stärker denn je betont. *Junge* und *Alte* rangen damals heiß mit einander, und für den Prozeß des Keimens und Werdens in der Partei selbst verschlug es wenig, wenn sich vielfach das Älteste als das Jüngste gebärdete, und gerade das Alte in sich die Zukunft trug. Die Rollen in solchen Fehden sind mitunter gar wunderbar verteilt: hier äußerte sich alter *Marxismus* bei den *Jungen* und neue Taktik bei den *Alten*: die Taktik der allmählichen Machteroberung. In den *Alten* regte sich zielsicher der realpolitische Geist, der in der spätern Arbeitermassenbewegung völlig zum Durchbruch gelangte: der Geist des gründlichen Verständnisses für die Gegenwartsbedürfnisse der arbeitenden Klasse. In klarer Erkenntnis des Drängenden und Notwendigen im Leben der Zeit sprach Bebel 1890 auf dem sozialdemokratischen Parteitag zu Halle das vielzitierte Wort:

»Wenn dies Nebenfragen sein sollen: Verkürzung der Arbeitszeit, Verbot der Sonntagsarbeit, Verbot der Nachtarbeit usw., dann sind freilich neun Zehntel unserer Agitation überflüssig gewesen. Dann sind aber auch die Gewerkschaften, ohne Ausnahme, vollständig überflüssig . . . Den ungeheuren Anhang und das Vertrauen in den Arbeitsmassen haben wir nur, weil diese sehen, daß wir praktisch für sie tätig sind und sie nicht nur auf die Zukunft des sozialistischen Staates verweisen, von dem man nicht weiß, wann er kommen wird. Die Arbeiter erkennen in unserer Partei ihre politische Vertretung, weil sie sehen, daß wir schon jetzt nach Kräften dahin wirken die Lage der Arbeiter, soweit dies auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung möglich ist, zu heben und zu verbessern.«

Das war ein Stück hart errungener Einsicht in das Wesen der Sozialdemokratie, einer Einsicht, in der sich der Sieg über eine radikal-revolutionäre Grundanschauung über das Wesen und die Bedeutung der Sozialreform in der bürgerlichen Gesellschaft aussprach. Diese Anschauung ist am greifbarsten und volkstümlichsten in der Schrift Friedrich Engels' *Zur Wohnungsfrage* niederge schlagen. Und gerade diese Schrift hat die Ideengänge der *Jungen* am stärksten beeinflusst. Sie mußte zum Kampf der *Jungen* gegen die *Alten* die Waffen liefern; ihr entstammt das Schlagwort von der *kleinbürgerlichen* Sozialdemokratie, und aus ihr ist das von der Berliner Opposition so häufig benutzte und vernutzte Argument von der *sozialen Flickreform* der Fraktion kopiert worden. Der Geist der Engelsschen *Wohnungsfrage* bekundet sich sichtbar auf

dem Parteitag in Halle in der Rede des Berliner Oppositionsmannes Wilhelm Werner gegen die *fraktionelle* Arbeiterschutzpolitik, die ja nach Ansicht dieses Sprechers der *Jungen* nie die Lage der Arbeiterschaft dauernd heben könne. Eine Verkürzung der Arbeitszeit verteuert nach Werner das Arbeitsprodukt: »Die Lage der Bevölkerung wird nicht gehoben, wenn durch die Verteuerung der Produkte eine Steigerung des Lohnes stattfindet, und wenn durch die Bestimmungen des ehernen Lohngesetzes die arbeitende Bevölkerung auf dem niedrigsten Niveau der Selbsterhaltung ihre Forderungen von der Kapitalistenklasse erfüllt bekommt . . . Diese Flickerei durch Arbeiterschutzgesetzgebung an der heutigen Wirtschaftsordnung wird niemals eine Hebung der materiellen Lage der arbeitenden Klasse mit sich bringen.«

Und in dem Kampf gegen das heutige Schutzzollsystem sah Werner ein die heutige Wirtschaftsordnung umwälzendes Moment, denn der Freihandel müsse eher zum Zusammenbruch des Kapitalismus führen. Das Programm Werners läßt sich schließlich so fassen: Eindämmung der praktischen Reformtätigkeit der Sozialdemokratie und vollständige Entfesselung der Propaganda für das sozialdemokratische Endziel.

Unzweifelhaft ist die Schrift *Zur Wohnungsfrage* eine der letzten und wichtigsten radikal-revolutionären Kundgebungen gegen die *Sozialreformerei* überhaupt, und sie richtete sich bezeichnenderweise gegen einen Teil der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, in der nach Engels »ein gewisser kleinbürgerlicher Sozialismus seine Vertretung« fand. In der Engelsschen Arbeit wird der ganzen Sozialreform, beziehe sie sich nun auf das steuergesetzliche oder auf das genossenschaftliche Gebiet, jede wirkliche, die Lage der Arbeiterklasse hebende Bedeutung abgesprochen. Jede soziale Reform ist eben nach Engels heute zur völligen Ohnmacht durch das unserer kapitalistischen Volkswirtschaft immanente Gesetz verdammt, das Engels folgendermaßen formuliert: »Jede Verringerung der Erzeugungskosten der Arbeitskraft, das heißt jede dauernde Preiserniedrigung der Lebensbedürfnisse des Arbeiters kommt aber »auf Grund der ehernen Gesetze der Volkswirtschaftslehre« einer Herabdrückung des Wertes der Arbeitskraft gleich und hat daher schließlich einen entsprechenden Fall im Arbeitslohn zu Folge. . . Beiläufig bemerkt, gilt das oben Gesagte von allen sogenannten *sozialen Reformen*, die auf Sparen oder auf Verwohlfeilung der Lebensmittel des Arbeiters hinauslaufen. Entweder werden sie allgemein, und dann folgt ihnen eine entsprechende Lohnherabsetzung, oder aber sie bleiben ganz vereinzelte Experimente, und dann beweist ihr bloßes Dasein als einzelne Ausnahme, daß ihre Durchführung im großen mit der bestehenden kapitalistischen Produktionsweise unvereinbar ist.«

Übrigens spielt Engels dieses Gesetz der kapitalistischen Volkswirtschaft noch direkt gegen die Steuerreformerei aus. Steuern, meint Engels, das sind Dinge, »die die Bourgeoisie sehr, die Arbeiter nur sehr wenig interessieren«:

»Was der Arbeiter an Steuern zahlt, geht auf die Dauer in die Produktionskosten der Arbeitskraft mit ein, muß also vom Kapitalisten mitvergütet werden. Alle diese Punkte, die uns hier als hochwichtige Fragen für die Arbeiterklasse vorgehalten werden, haben in Wirklichkeit wesentliches Interesse nur für den Bourgeois und noch mehr für den Kleinbürger, und wir behaupten, trotz Proudhon, daß die Arbeiterklasse keinen Beruf hat die Interessen dieser Klassen wahrzunehmen.«

Welch vernichtendes Urteil liegt in diesen Engelsschen Ausführungen gegen unsere ganze, auf Hebung der Arbeiterklasse gerichtete soziale Reformpolitik, gegen unsere Genossenschafts- und Gewerkschaftspolitik, gegen unsern Kampf gegen die indirekten Steuern usw. Mehr als neun Zehntel unserer Tätigkeit im Reichstag, in den Landtagen und in der Gemeindeverwaltung sind ja, um mit Engels zu reden, nichts anders als *soziales Flickwerk*.

Gegen die Engelssche *Wohnungsfrage* ist, soweit ich mich erinnere, ein kritischer Feldzug von der Sozialdemokratie nicht geführt worden. Sie ist nicht theoretisch, sie ist (und das ist viel bedeutungsvoller und wichtiger) praktisch überwunden worden. Die sozialdemokratische Massenbewegung entband geradezu eine riesenhafte Menge sozialreformerischer Tätigkeit: im Reichstag, in den Einzellandtagen, in den Gemeindeverwaltungen wurde auf allen sozialen und wirtschaftlichen Lebensgebieten reformiert. Überall suchte eben die Sozialdemokratie die Lage der Arbeiterschaft zu heben. Die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung verstärkte dann bewußt die auf die Verbesserung der proletarischen Lage gerichtete Tendenz der sozialdemokratischen Reformpolitik. Was hieß es da, wenn inmitten dieser gewaltigen praktischen Reformarbeit irgendein Sozialist radikal-revolutionär im Sinn von Friedrich Engels redete! Nicht in vereinzelt Reden sondern in ihrem tausendfältigen praktischen Wirken spricht sich der Charakter der Partei aus. Und die reformerische Massentat überwand das radikal-revolutionäre Wort, Gerade wie der einzelne Mensch, so wird auch eine Partei nicht nach ihren Worten sondern nach ihrem Handeln beurteilt.

Selbst eine kurze Zusammenstellung der heutigen riesenhaften aufbauenden *positiven* Reformtätigkeit der Sozialdemokratie ist hier nicht am Platz. Sie findet sich im wesentlichen in dem Geschäftsbericht des sozialdemokratischen Parteivorstands und der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion für den Chemnitzer Parteitag 1912. Hier können wir nur die Gegenstände dieser Reformtätigkeit, kurz die sozialen Probleme, streifen, die unsere Partei durch ihr positives Wirken zu *lösen* suchte. Und gerade in der veränderten Stellungnahme der Partei zu diesen Problemen kündigt sich die Änderung der Taktik an, die mit dem Aufstieg der Sozialdemokratie zur Massenbewegung eintrat und eintreten mußte. Diese Taktik ist wohl *sieggekrönt*, aber sie ist nicht *altbewährt*; denn sie beruht meist auf einer Neuwertung bestimmter sozialer Reformtätigkeiten.

Wir Sozialdemokraten halten heute die Beteiligung an den Kommunalwahlen für selbstverständlich. Man redet eben heute nicht mehr über diese Beteiligung, sondern man wählt einfach. Und doch zerfleischte am Ende der achtziger Jahre die Berliner Sozialdemokratie ein grimmer Zwist über die Kommunalwahlen. Langsamer als die Beteiligung an den Kommunalwahlen bahnte sich in den Sozialdemokraten die Lösung des Problems der Landtagswahlbeteiligung an. Die Lösung dieser Frage wurde erst endgültig mit der Massenbeteiligung der preußischen Sozialdemokratie an den Landtagswahlen entschieden. Die gewerkschaftliche Massenbewegung kommt ernstlich in Frage mit der ersten Million organisierter Zentralverbänder, mit dem Aufbau sozialer Unterstützungseinrichtungen in den Gewerkschaften, mit der umfassenden sozialpolitischen Tätigkeit der Gewerkschaften. Damit ist der Typus des modernen Zentralverbands zum Sieg gelangt. Ein Sieg nach vielen harten theoretischen und praktischen Kämpfen. Nicht so schnell wie die Gewerkschaftsbewegung erringt sich die Genossenschaftsbewegung die theoretische Anerkennung der Sozialdemokratie. Im Jahr 1910 erst wird diese Bewegung als eine »wirksame Ergänzung des politischen und gewerkschaftlichen Kampfes für die Hebung der Lage der Arbeiterklasse« gewertet.

Die Fragen der politischen Wahlbeteiligung und der gewerkschaftlichen und

genossenschaftlichen Massenbewegung dürfen heute in der Sozialdemokratie als sogenannte *gelöste* Probleme betrachtet werden. Ebenfalls die Frage der sozialen Versicherung. Schon die Ausführungen Bebels im Reichstag am 26. Februar 1879 basierten auf dem Prinzip der staatlichen Zwangsversicherung. An diesem Tag entwickelte Bebel den grundlegenden Gedanken der staatlichen Einführung der Versicherungspflicht für alle Unternehmen gegen Unfallfolgen. In den Jahren 1899 und 1900 gab die Sozialdemokratie ihre Zustimmung zu den Novellen zum Invaliden- und Unfallversicherungsgesetz. Als sie sich dann grundsätzlich mit der sozialen Versicherung auf dem Münchener Parteitag /1902/ beschäftigte, erklärte sie, daß zwar die deutschen Versicherungsgesetze in keiner Beziehung »den Anforderungen der Arbeiterklasse entsprechen«, daß aber durch die Erfahrung der Beweis erbracht sei, »mit der Versicherung können allgemeine Übelstände bekämpft und deren schlimmste wirtschaftliche Folgen gemildert« werden. Der gleiche Parteitag anerkannte auch das Prinzip der Arbeitslosenversicherung, das man noch 1893 auf dem Kölner Parteitag glatt abgelehnt hatte. Damals hielt Heymann-Berlin den Antrag Harm-Altona auf Einführung einer staatlichen Arbeitslosenversicherung für unannehmbar, weil es gänzlich den Prinzipien der Sozialdemokratie widerspräche die Mißstände der heutigen Gesellschaft innerhalb der heutigen Gesellschaft zu beseitigen. Die heutige Gesellschaft könne diese Übelstände so wenig beseitigen, ohne sich selbst aufzugeben, wie Münchenhausen sich an seinem Zopf aus dem Sumpf ziehen konnte. Bebel sah in dem Antrag nur ein Wiederaufleben des »berüchtigten Rechts auf Arbeit« in anderer Form. In der Reichstagsession 1912 verlangte aber die Sozialdemokratie durch einen besondern Antrag die reichsgesetzliche Regelung der Arbeitslosenversicherung durch Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln an die Arbeitslosenkassen der Gewerkschaften.

Die Wohnungsfrage ist seit dem tatkräftigen Eintreten der Sozialdemokratie für ein Reichswohnungsgesetz dauernd dem Sozialreformplan dieser Partei angegliedert worden. Noch jüngst, in diesem Jahr, verlangte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion die Einbringung eines Gesetzentwurfs zur Regelung des Wohnungswesens, der vor allem Normativbestimmungen über die Beschaffenheit der Wohnungen und die Durchführung der Wohnungsinspektion und die Schaffung eines Reichswohnungsamtes enthalten soll. Auf dem Gebiet der Wohnungsfrage ist eben der Standpunkt eines Friedrich Engels, der sich gegenüber der Wohnungsreform grundsätzlich ablehnend verhielt, praktisch durch die sozialdemokratische Reformtätigkeit im Reichstag, in den Einzellandtagen und den Kommunalverwaltungen überwunden worden. Nach Engels wird jede Wohnungsreform, die die Wohnungspreise verbilligt, die Erzeugungskosten der Arbeitskraft und damit den Lohn erniedrigen, keine Mittel zur Verbesserung, zur Ausgestaltung der Lebensverhältnisse werden somit frei werden. Der heutige Staat kann noch will der Wohnungsfrage abhelfen, er wird nach Engels höchstens dafür sorgen, daß die einmal übliche oberflächliche Vertuschung überall gleichmäßig durchgeführt wird. Der englischen Arbeiterwohnungsgesetzgebung, dem *Artisan's Dwelling Act*, stand Engels sehr skeptisch gegenüber. Das fragliche Gesetz, meint er, habe nur die Bedeutung, daß es in den Händen einer von den Arbeitern beherrschten oder gedrängten Regierung, die es endlich wirklich anwendet, eine mächtige Waffe sein wird in den gegenwärtigen sozialen Zustand Bresche zu legen. Selbst die »infamsten«

Wohnungshöhlen und Löcher beseitigt die Bourgeoisie nicht einmal, sie »verlegt« sie nur.

»Und solange die kapitalistische Produktionsweise besteht, so lange ist es Torheit die Wohnungsfrage oder irgendeine andere das Geschick der Arbeiter betreffende gesellschaftliche Frage einzeln lösen zu wollen. Die Lösung liegt aber in der Abschaffung der kapitalistischen Produktionsweise, in der Aneignung aller Lebens- und Arbeitsmittel durch die Arbeiterklasse selbst.«

Immer wieder bricht in Engels der Gedanke durch: Hier hilft keine soziale Reform, hier hilft nur die soziale Revolution.



LL diese hier erörterten Probleme sind von der Sozialdemokratie nicht nur gründlich durchdacht, sondern an ihrer praktischen Lösung ist bereits von ihr tatkräftig gearbeitet worden. Merkwürdig steril ist aber die Sozialdemokratie bei der Bearbeitung einiger grundlegenden Lebensfragen der modernen Gesellschaft geblieben, zu deren theoretischer und praktischer Lösung heute schon unsere Volkswirtschaft direkt drängt.

Da haben wir in erster Linie das Agrarproblem. Vor 17 Jahren sprach sich ein sozialdemokratischer Parteitag zuletzt über dieses Problem aus. Seitdem haben wohl einzelne sachverständige Theoretiker und Praktiker Tüchtiges, den Tag weit Überragendes geleistet, aber die Gesamtpartei selbst glitt theoretisch teilnahmslos, kühl bis ans Herz hinan, an dem Agrarproblem vorbei. Und doch hätte sie über dieses direkt fallen müssen, wie das andere Parteien taten, die dann aus ihrem Stolpern gründlich lernten. Aber auch in der Agrarfrage eilte, wie das ja nicht so selten geschieht, die sozialdemokratische Agrarpraxis der Agrartheorie voraus; freilich sehr langsam und spärlich. Seit 1893 bemühte sich die sozialdemokratische Fraktion des bayrischen Landtags mit großem Eifer und weitem Blick das Los der Bauern erträglicher zu gestalten, um »der größtmöglichen Zahl dieser hart arbeitenden Landwirte den drohenden Absturz in das Proletariat zu ersparen«. Da trat sie unter anderm für die Verstaatlichung der Viehversicherung, der Mobiliarversicherung und des Hypothekenwesens, für die Ablösung der Bodenzinse, für die berufliche Organisation der Landwirte usw. ein. In anderen süd- und mitteldeutschen Kammern betätigten sich die sozialdemokratischen Fraktionen nicht minder für die Hebung der Kleinbauern wie die Bayerns. So konnte der sozialdemokratische gothaische Landtagsabgeordnete Bock, als das Bauernschutzprogramm vom Breslauer Parteitag mit großer Majorität niedergestimmt wurde, pessimistisch erklären: »Ich bin als gothaischer Landtagsabgeordneter schon seit Jahren für die Forderungen des Agrarprogramms eingetreten. Wird dieses Programm jetzt abgelehnt, dann muß ich mich entweder desavouieren, oder ich lege mein Mandat nieder.« Bock sollte sich eben zu einer Theorie bekennen, die seine Praxis kurzerhand negierte.

In der Tat klappt bis zur Stunde ein tiefer Widerspruch zwischen der sozialdemokratischen agrarischen Praxis einiger Landesteile und der offiziellen sozialdemokratischen agrarischen Theorie. Die Theorie redet im Erfurter Programm von der Verdrängung der Kleinbetriebe, auch der ländlichen, durch kolossale Großbetriebe, von der wachsenden Zunahme des Elends, des Drucks der Mittelschichten, auch der bäuerlichen; aber die sozialdemokratische Praxis hat aufstrebende und nicht niedergehende Bauernbetriebe vor Augen und hilft diesen zu größerer Selbständigkeit empor. Ja selbst K. Kautsky kann nicht unhin

heute einer agrarischen Praxis Zugeständnisse zu machen, die eine offensichtliche Hebung und Stärkung der Situation der Bauern herbeiführen müssen. Er unterstreicht in seiner Broschüre *Handelspolitik und Sozialdemokratie* stark den tatsächlichen Notstand der Landwirtschaft und springt dann den Notleidenden freigebig mit einer Riesensumme von 600 Millionen Mark bei, die zum Vorteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung und der Landwirtschaft verwendet werden soll. Und er denkt auch an eine beträchtliche Hebung der Landeskultur, an eine rationelle Wasserwirtschaft usw. Er bekennt sich zu der Ansicht, daß die Sozialdemokratie stets zu Reformen bereit sein müsse, »um schon heute die Lebenslage aller, die von ihrer Arbeit leben, nicht bloß in der Industrie sondern auch in der Landwirtschaft zu verbessern und die Produktivität der Landwirtschaft, die der Volksmasse ihr tägliches Brot liefert, durch staatliche Eingriffe zu heben.« Erhöhung also der Lebenslage aller, die von ihrer Arbeit leben, und damit auch der Bauern, staatliche Hebung der Produktivität der Landwirtschaft, also der Landeskultur: Ja, das klingt ganz anders als der Antrag K. Kautskys in Breslau zum Agrarprogrammwurf der Agrarkommission. Dieser Antrag verwarf nämlich diesen Entwurf mit folgender Begründung:

»Denn dieses Programm stellt der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigentums in Aussicht; es erklärt das Interesse der Landeskultur in der heutigen Gesellschaftsordnung für ein Interesse des Proletariats, und doch ist das Interesse der Landeskultur ebenso wie das Interesse der Industrie unter der Herrschaft des Privateigentums an den Produktionsmitteln ein Interesse der Besitzer der Produktionsmittel, der Ausbeuter des Proletariats. Ferner weist der Entwurf des Agrarprogramms dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zu und erschwert dadurch den Klassenkampf des Proletariats. Und endlich stellt dieser Entwurf dem kapitalistischen Staat Aufgaben, die nur ein Staatswesen ersprießlich zur Durchführung bringen kann, in dem das Proletariat die politische Macht erobert hat.« Aber das, was K. Kautsky im Jahr 1895 verflucht hat, segnet er 1911 in der 2. Auflage seiner Schrift *Handelspolitik und Sozialdemokratie*. Hier »verbessert« er die Lebenslage aller »Arbeitenden«, auch der Bauern, hier stärkt er deren Privateigentum durch eine engere Verknüpfung der Bauernwirtschaften mit dem Markt durch ein wohlgeordnetes System von Kleinbahnen, hier erhöht er die Produktivität der Bauernhöfe durch eine »rationelle Wasserwirtschaft« und erleichtert den bäuerlichen Steuerzahler durch die Verstaatlichung des Schul- und Armenwesens usw. Hier erklärt er sich unumwunden für die Hebung der Landeskultur, hier gibt er dem *Ausbeuterstaat* erhebliche neue Machtmittel in die Hand und »erschwert« dadurch den Klassenkampf des Proletariats, diesem Ausbeuterstaat, dem wir ja schon in jeder Session des Reichstags einen fetten Verstaatlichungsbissen zuwerfen.

Wir sollten nun wirklich endlich von dem Standpunkt abrücken, den wir beinahe 17 Jahre theoretisch in der Agrarfrage eingenommen haben. Wir haben einen tüchtigen Schritt nach vorwärts zu tun und eine theoretische Lösung des Agrarproblems anzustreben, die mit unserer agrarischen Praxis übereinstimmt. Die ländlichen Wähler, die 1912 in dem Wahlauf Ruf der Reichstagsfraktion und des Parteivorstands die Forderung der »innern Kolonisation zwecks Steigerung der Erzeugung von Nahrungsmitteln« freudig begrüßten, haben ein Anrecht auf die baldige Verkündung eines sozialdemokratischen Agrarprogramms.

In einem Zeitalter stürmischer Erschließung neuer riesiger Gebiete für die Weltwirtschaft darf die modernste aller Parteien, die Sozialdemokratie, nicht mehr veraltete, die neueste ökonomische Entwicklung fast grundsätzlich

MAX SCHIPPEL · FREISINN UND AGRARZOLLSCHUTZ VON RICHTER BIS KORELL



ER ganze Jammer der deutschen Demokratie wird wieder einmal enthüllt durch die Entscheidung der jüngsten Mannheimer volksparteilichen Tagung: die alte grundsätzliche, innerlich längst erschütterte Kampfstellung gegen den Agrarschutz nunmehr ohne Umschweife offen preiszugeben. Man denke: Ein volles Menschenalter der schwersten Agrarkrise liegt glücklich jetzt hinter uns. Zeitweilig schien es unterdes, und unser großer Lehrmeister Friedrich Engels gab dieser Anschauung Anfang der achtziger und Mitte der neunziger Jahre wiederholt unumwunden Ausdruck, als seien die Tage des mitteleuropäischen Ackerbaus überhaupt gezählt, als bliebe für Mittel- und Westeuropa höchstens noch eine Wahl: entweder alle seine Kornfelder einfach in ferne überseeische Erdstriche hinüber zu verlegen oder daheim zur einzig allheilenden sozialistischen Agrarproduktion überzugehen. Während dieser beispiellosen agrarischen Produktionskrise, gegen die alle bisherigen Industriekrisen schon wegen ihrer viel kürzern Zeitdauer verschwinden, sah und hörte diese geistig unbewegliche, an überlieferten Worten und starren Formeln haftende äußerste bürgerliche Linke nichts von allem, was ringsum in den wirtschaftlichen Tiefen der Gesellschaft wie ein grollendes, unheilndes Erdbeben sich abspielte. Sie wußte in so schicksalsschwangeren Tagen nichts zu planen und nichts zu tun als gegen den nimmer ruhenden Unheilstifter Bismarck sich zu entrüsten, der, entschlossen und zielbewußt wie immer, der neuen grundstürzenden wirtschaftlichen Wandlung nach Kräften mit neuartigem staatlichen Eingreifen zu begegnen suchte, und lärmend gegen die Junker ins Feld zu ziehen, die ihrer jahrzehntelang hochgehaltenen konservativen Freihandelstradition ohne Grund schamlos untreu geworden seien. Aber Bismarck und die Junker taten doch wenigstens etwas, um die bäuerlichen Massen vor einer, früher nie gekannten Lebensgefahr zu schirmen und zu retten. Diese bürgerliche Linke dagegen war blind und verblendet genug, um die Gefahren noch nicht einmal zu sehen, geschweige denn, daß sie zu einer energischen Abhilfe, gleichviel in welcher Richtung, bereit gestanden hätte. Die Folge war selbstverständlich ein verheerendes Wahlstrafgericht nach dem andern. Ging der Bauer früher mit dem Fortschrittler gegen den Junker, so gab er jetzt überall dieser Art von Liberalen den Laufpaß. Die *antiagrarische* Agitation nach dem Vorbild der freisinnigen *ABC-Bücher* und *Sündenregister*, so laut und siegessicher überlegen sie sich in den achtziger und neunziger Jahren noch jederzeit geberdete, wurde wider Willen zum festesten Unterbau der Junkerherrschaft, die zu ihren früheren überragenden amtlichen und gesellschaftlichen Einflüssen dadurch noch die unersetzliche Unterstützung der vor einem solchen Liberalismus sich bekreuzigenden breitesten, vorher junkerfeindlichsten ländlichen Wählermassen hinzugewann.

Allmählich sind jedoch auch die Unerschütterlichsten stutzig und schließlich durch Schaden und durch die Erfahrungen des endlosen Parteirückgangs klüger geworden. Schon bei den letzten Zolltarifberatungen von 1902 war die alte Angriffslust erlahmt. Sogar bei Eugen Richter war wohl bei der scharfen Absage gegen die sozialdemokratische Obstruktion viel weniger das von ihm gern vorgeschobene Bedenken wegen der Untergrabung des ganzen Parlamentarismus bestimmend als die wesentlich ruhigere und überlegtere Einschätzung des Zoll-

schutzes selber. Dann häuften sich mehr und mehr die Stimmen in der Richtung, daß man über den Agrarschutz grundsätzlich durchaus mit sich reden lassen wolle und nur den unleugbaren Auswüchsen und den schlimmsten Ungerechtigkeiten in der bestehenden Ausbildung des Grundgedankens entgegen zu treten gedenke. Jeder Kundige sah seit geraumer Zeit dieses immer raschere Vordringen einer veränderten Auffassung, und auf dem Mannheimer Parteitag mußte man endlich, um ein einstimmiges Votum zu erzielen, die Forderung der Abschaffung und selbst der Ermäßigung der Getreidezölle ganz fallen lassen. In den eigenen freisinnigen Preßberichten lesen wir:

Gutsbesitzer Ziecke-Pilgrimm: Die radikale Beseitigung der Getreidezölle sei nicht zu billig. Auch eine einseitige Ermäßigung der Getreidezölle würde vom Übel sein. Oberlehrer Dr. Vershofen-Jena spricht in dem selben Sinn. Man solle die allgemeine Herabsetzung der Zölle nicht empfehlen.

Landtagsabgeordneter Pfarrer Korrell: »... Also keine Ermäßigung der Zölle...«
Dr. Blumck-Hamburg: »... Ohne einen entsprechenden Zollschutz ist unsere Landwirtschaft nicht existenzfähig...«

Doch kommt dieser bürgerlichen Demokratie nicht abermals die Erkenntnis um 10, 20 oder 30 Jahre zu spät, wie schon bei der Bismarckschen Einigungspolitik, bei der Arbeiterversicherung, bei der Eisenbahnverstaatlichung und bei noch so vielen anderen verpaßten Gelegenheiten, wo sich gar nicht selten konservativere Elemente als fortschrittlicher erwiesen? Wenn man in der Gegenwart den landwirtschaftlich unmittelbar und mittelbar interessierten Wählern mehr als in der Vergangenheit bieten zu müssen glaubt, werden sich umgekehrt nicht die städtisch-gewerblichen Wähler vor den Kopf gestoßen fühlen, die als Konsumenten bereits wieder die Teuerung der letzten, allerdings abnormen Jahre beklagen? Erhebt sich nach dieser Seite die eigene freisinnige Agitationsvergangenheit nicht als ein gefährlicher Feind, den man wegen der langjährigen antiagrarischen Agitation um so schwerer abzuschütteln vermag?



UFEN wir zunächst die agrarpolitisch maßgebenden wirtschaftlichen und politischen Vorgänge seit dem Ende der siebziger Jahre in die Erinnerung zurück: der Einfachheit wegen an der Hand der Weizenpreise, in denen sich die internationalen Produktions- und Verkehrsrevolutionen am schlagendsten widerspiegeln.

Der Berliner Weizenpreis, an den sich Produzent wie Konsument längst gewöhnt hatten, stand in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts selten unter 200 Mark (für 1000 Kilo), dafür aber sehr häufig ganz beträchtlich über diesem Niveau (Jahresdurchschnitt 1860 221,1 Mark, 1861 226,1, 1862 215,6, 1867 sogar 260,7, 1868 250,8, 1871 215,8, 1872 bis 1874 wieder einmahl 237,9, 250,5, 233,0 Mark, 1876 206,2, 1877 226,9 Mark).¹⁾

¹⁾ Die Preisziffern nach den *Vierteljahrheften zur Statistik des Deutschen Reiches*, zuerst 1895, 3 Helt Weizen und Roggen 1845 bis 1894, dann regelmäßig in jedem Jahrgang fortgeführt. Zu besserer Übersicht seien die Hauptziffern nochmals in folgender Tabelle zusammengestellt (Berliner Großhandelspreise pro 1000 Kilo Weizen):

Zeitraum	Zollhöhe (in Mark)	Wirkliche Preise im Durchschnitt(in Mark)	(Schätzungsweise) Preise ohne Zoll (in Mark)
1865 bis 1879	zollfrei	215	215
1880 bis 1885	10	192	182
1886 bis 1887	30	157	127
1888 bis 1891	50	195	145
1892 bis 1901	35	159	124
(September 1912)	(53)	(214,56)	(139,56)

Der Zollverein hatte etwa ein Vierteljahrhundert hindurch 5 Silbergroschen vom eingeführten Scheffel Brotkorn erhoben. Dann wurden 1856 die Sätze für Weizen auf 2, für die übrigen Getreidearten auf $\frac{1}{2}$ Silbergroschen ermäßigt, nachdem bereits durch den Handels- und Zollvertrag vom 19. Februar 1853 zwischen Preußen und Österreich die vollständige Zollbefreiung der gegenseitigen Getreideeinfuhr vereinbart worden war. Von 1865 ab kam für alle Staaten des Zollvereins der Getreidezoll vollständig in Wegfall. Greifen wir also, um jeder denkbaren Übertreibung vorzubeugen, lediglich die reinen Agrarfreihandelsjahre 1865 bis 1879 heraus, so berechnet sich für diese 15jährige zollfreie Periode, die dem Bismarckschen Agrarschutz vorausging, der Berliner Großhandelsdurchschnittspreis für Weizen immer noch auf 215 Mark.

In der gleichen 15jährigen Periode stellt sich nach der selben Reichsstatistik der Londoner Weizenpreis, gleichmäßig einheitlich auf deutsches Gewicht und Geld ungerechnet, auf 244 Mark, in den Hauptjahren jedoch wiederum beträchtlich höher, weil die Schlußjahre 1878 und 1879, ja sogar einige weiter zurückliegende Jahre bereits den ersten preisdrückenden Anprall der überseeischen Lebensmittelkonkurrenz erfuhren (1875-1876 und 1878-1879 deshalb bereits nur 216 und 216, 218 und 208 Mark, dagegen 1867 302 Mark, 1868 299, 1871 266, 1872 267, 1873 275, 1874 261 Mark). Dieser (Londoner) Weltmarktpreis der erwähnten 15jährigen Periode, gleich 244 Mark, stürzt 1880 bis 1885 auf 191 Mark, er stürzt weiter 1886-1887 auf 149 Mark, er würde sich 1888 bis 1891 ungefähr auf diesem Tiefstand gehalten haben, wenn nicht 1891 als abnormes Ernte- und Teuerungsjahr zeitweilig wieder einen Durchschnitt von 173 Mark gebracht hätte. Er stürzt dann 1892 auf 142, 1893 auf 123, 1894 und 1895, den beiden Gipfeljahren der europäischen Agrarkrise auf 107 und 108 Mark, weit unter die Hälfte der langgewohnten europäisch-englischen Preisnorm. Dann ist allerdings das Schlimmste überwunden, aber die ganze weitere 10jährige Periode 1892 bis 1901 hat gegen die angeführten Vorperioden noch immer den unaufhaltsamen Preissturz auf gesamt durchschnittlich 129 Mark. Wenn ähnliches eine Industrie 2 und 3 Jahre hindurch erlebt (und alle unsere industriellen Krisenpreise halten gar keinen Vergleich mit diesem agrarischen Wertzusammenbruch aus), welch ein Klagegeschrei erschallt aus allen Winkeln und Ecken, sogar aus den Kreisen der Kleinbürger und Arbeiter, die selber ganz deutlich spüren, daß billige Preise keineswegs noch in ihrem Interesse liegen, falls und soweit sie wirkliche Krisenpreise darzustellen beginnen. Hier, bei der Getreideproduktion, währte die Krise bereits an der Jahrhundertwende über 20 Jahre, und es läßt sich sehr darüber streiten, wieviele Jahre des neuen Jahrhunderts immer noch unter die gleiche Unheilsrubrik zu bringen wären. Denn wenn wir die Londoner Jahresdurchschnitte nach 1900 fortsetzen, so kehren zwar die 107 und 108 Mark von 1894-1895 niemals wieder, jedoch erst recht nicht die alte festgewurzelte Preisnorm von 244 Mark, von der wir ausgingen. Die Jahre 1900 bis 1911 folgen sich vielmehr mit den Durchschnitten: 130 Mark, 129, 132, 126, 133, 139, 133, 144, 150, 174 (im abnormen Welterntejahr 1909), 149, 149 Mark (Durchschnitt von 1911). Die letzte reichsstatistische Übersicht verzeichnet den September 1912 für London und für die oben stets festgehaltene Einheitsqualität mit 155,76 Mark. Wenn eine Industrie (ohne daß ihre eigenen Produktionsbedingungen sich alles in allem wesentlich verändert hätten, was für die Landwirtschaft wahrscheinlich mehr als für jeden andern großen Produktionszweig zutrifft) statt eines alt-

gewohnten Preises von über 240 Mark nur etwas über 150 Mark und meist sogar noch beträchtlich weniger erhielt, so würde sie sicherlich bitter über die, trotz aller leichten Wiedererholung fortschwellende Krisis klagen. Der englische Weizenbau läßt in Wirklichkeit auch noch gar nichts von einer Rückkehr des Vertrauens spüren; das mit Weizen bestellte Areal betrug im Vereinigten Königreich durchschnittlich von Jahrfünft zu Jahrfünft Acres: 1876 bis 1880 3 190 086, 1881 bis 1885 2 829 584, 1886 bis 1890 2 488 356, 1891 bis 1895 2 016 467, 1896 bis 1900 1 957 573, endlich 1909 1 868 385. Man wird deshalb in Zweifel sein können, ob der europäische Getreidebau, wenn, wie in England, lediglich sich selbst überlassen, schon wieder aus der kritischen Periode ganz heraus und zu normalen Markt- und Preis- und damit Entwicklungsverhältnissen zurück gelangt sei.

Betrachten wir nunmehr die deutsche Entwicklung, wie sie sich unter dem Staatseingreifen vollzog, das in unserm Fall die Form des Zolls schutzes annahm. Vom 1. Januar 1880 bis zum 30. Juni 1885 hatten wir den 10 Mark-Zoll. Setzt man, wie das für eine grobe Überschlagsrechnung erlaubt ist, die Preisaufbesserung für das Inlandserzeugnis gleich dem, an der Grenze für das Fremdprodukt erhobenen Zoll, so sinkt in Berlin der Weizenpreis 1880 bis 1885 zwar nicht, wie sonst zu erwarten, auf 182 Mark, sondern er fällt nur auf 192 Mark; abwärts von 215 Mark, die wir als Durchschnitt der Freihandelsperiode 1865 bis 1879 oben vorfanden. Freihandelsperiode: Durchschnitt 215 Mark; 10 Mark-Zoll-Periode: Durchschnitt zwar nicht 182, wohl aber 192 Mark. Aber selbst der letzte Durchschnitt war nur den ausnahmsweise günstigeren Anfangsjahren zu verdanken (1880 218 Mark, 1881 220 Mark); die eigentliche große Krisis war erst im Anmarsch, und 1884-1885 notierte man in Berlin, trotz des 10 Mark-Zolls, nur 162 und 161 Mark. Daher das neue schärfere Staatseingreifen zur Abmilderung der verschärften Krisis, daher der Übergang zum 30 Mark-Zoll, der vom 1. Juli 1885 bis zum 25. November 1887 in Kraft stand. Und das Ergebnis hiervon? 1886 stürzt in Berlin der Preis auf 151 Mark, 1887 auf 164 Mark; das heißt, zwar nicht auf 121 und 134 Mark, wie bei vollster Passivität der Staatsgewalt, aber dennoch in dieser Gesamtperiode des 30 Mark-Zolles auf 157 Mark, gegen durchschnittlich 192 Mark in der 10 Mark-Zoll-Periode und gegen durchschnittlich 215 Mark unter dem alten, auf ganz anderen internationalen Konkurrenzbedingungen sich aufbauenden Freihandel. Man zieht, da der Wagen im beängstigenden Abwärtsrutschen noch immer nicht aufzuhalten war, die staatliche Bremsvorrichtung ein drittes Mal kräftiger an; vom 26. November 1887 bis zum 31. Januar 1892 gilt der Zoll von 50 Mark. Diese Periode bringt nunmehr wirklich eine Gegenbewegung in Gang; der Berliner Preis erhöht sich auf 172 Mark in 1888, auf 188 Mark in 1889, auf 195 Mark in 1890, und schließlich sogar auf 224 Mark in 1891. Aber 1891 war weltwirtschaftlich ein Ausnahmejahr, das sogar in London den Preis vorübergehend bis auf 173 Mark wieder hinaufgehen ließ; es entsprach an Außergewöhnlichkeit etwa den Freihandelsjahren 1867-1868 oder 1873, die dem weizenverkaufenden Landwirte in Berlin pro Tonne 261 und 251 Mark einbrachten. Immerhin gewann die deutsche Gesetzgebung, mehr die Regierung und weniger die Parlamentsmehrheit, nunmehr zum erstenmal Mut zu einem Wiedernachlassen der Bremse; man ging am 1. Februar 1892 auf den Zoll von 35 Mark zurück. Indes die Hoffnung, die 1890-1891 emporgesprossen war, daß man weltwirtschaftlich das

Ärgste überstanden habe, erwies sich als ganz trügerisch. Wie wir zeigten, brach erst 1894-1895 das Verhängnis in vollster Wucht herein. Wenn der Londoner Markt bis auf 107 und 108 Mark niedergeworfen wurde, so Berlin bis auf 136 und 143 Mark: was ohne den Zoll von 35 Mark fast genau dem Londoner Panikpreis entsprochen haben würde. Das ganze Jahrzehnt 1892 bis 1901, das dem Zoll von 35 Mark untersteht, ergab in Berlin einen Durchschnittspreis von 159 Mark, ohne Zoll demnach von ungefähr 124 Mark: gegenüber 157 Mark in der 30 Mark-Zoll-Periode, 192 Mark in der 10 Mark-Zoll-Periode und 215 Mark in der vollkommen zollfreien Periode Deutschlands und des Zollvereins.

Man kann über diese Methode der Bismarckschen Politik: der Krisenabschwächung durch (relative, nicht absolute) Preisaufbesserung selbstverständlich sehr verschieden urteilen. Aber diese Politik wußte auf jeden Fall, im Gegensatz zu ihren linksliberalen Hauptfeinden, von welchem auswärtigen Vorstoß gegen die Wurzeln seines noch immer größten Produktionszweiges Deutschland damals bedroht war, und sie suchte diese Vorstöße, je nach deren Stärke, durch wechselnde Gegenstöße abzuschwächen. Gerade hervorragende sozialistische Beobachter bewiesen zu jener kritischen Zeit einen offeneren Blick für die tatsächliche Lage, obwohl sie in ihren Erwartungen über den unvermeidlichen großen Sozialzusammenbruch und den unausbleiblichen Sozialnkunftsstaat gegenüber dem Bismarckschen Realismus naturgemäß den kürzern zogen. Ich wiederhole, was ich schon öfter aus der wichtigsten und charakteristischsten sozialdemokratischen Kundgebung zitierte.²⁾ Friedrich Engels schrieb 1882, also am Beginn der Agrarkrisis, und dann von neuem 1894, als der Preissturz auf dem Tiefpunkt angelangt war:

»... Alles ist vergänglich. Die transozeanischen Dampfschiffe und die nord- und süd-amerikanischen und indischen Eisenbahnen brachten ganz eigentümliche Landstrecken in die Lage auf den europäischen Kornmärkten zu konkurrieren. Da waren einerseits die nordamerikanischen Prärien, die argentinischen Pampas, Steppen, von der Natur selbst urbar gemacht für den Pflug, jungfräulicher Boden, der auf Jahre hinaus selbst bei primitiver Kultur und ohne Dünger reichliche Erträge bot. Und da waren die Ländereien der russischen und indischen kommunistischen Gemeinwesen, die einen Teil ihres Produkts, und zwar einen stets wachsenden, verkaufen mußten, um Geld zu erhalten für die Steuern, die der erbarmungslose Despotismus des Staats ihnen abzwang: oft genug durch Tortur. Diese Produkte wurden verkauft ohne Rücksicht auf die Produktionskosten, verkauft für den Preis, den der Händler bot, weil der Bauer absolut Geld haben mußte zum Zahlungstermin. Und gegen diese Konkurrenz (des jungfräulichen Steppenbodens wie des unter der Steuerschraube erliegenden russischen und indischen Bauern) konnte der europäische Pächter und Bauer bei den alten Renten nicht aufkommen. Ein Teil des Bodens in Europa kam definitiv für den Kornbau außer Konkurrenz, die Renten fielen überall, ... und daher der Agrarierjammer von Schottland bis Italien und von Südf Frankreich bis nach Ostpreußen. Glücklicherweise ist noch lange nicht alles Steppenland in Bebauung genommen; es ist noch übrig [über?] genug vorhanden, um den ganzen europäischen großen Grundbesitz zu ruinieren und den kleinen obendrein ... Dem ganzen europäischen Ackerbau, wie er heute betrieben wird, droht ein übermächtiger Nebenbuhler in der amerikanischen Massenproduktion von Getreide. Gegen diesen von der Natur selbst urbar gemachten und auf eine lange Reihe von Jahren gedüngten Boden, der um ein Spottgeld zu haben ist, können weder unsere verschuldeten Kleinbauern noch unsere ebenso tief in Schulden steckenden Großgrundbesitzer ankämpfen. Die ganze europäische land-

²⁾ Siehe über die Geschichte der Agrarkrisis, des Agrarschutzes und die Umwandlung der Regierungen und Parteien meine Grundzüge der Handelspolitik I Berlin 1902 I, pag. 199 ff. Die Zitate aus Engels: 1894 in Marx' Kapital, 3. Band, 2. Teil, pag. 259 ff., und 1882 in der Entwicklung des Sozialismus am Schluß.

wirtschaftliche Betriebsweise erliegt vor der amerikanischen Konkurrenz. Ackerbau in Europa bleibt möglich nur, wenn er gesellschaftlich betrieben wird und für Rechnung der Gesellschaft.«

Nun aber, um den vollkommenen Gegenüber kennen zu lernen, zum *Freisinnigen ABC-Buch* in seinen immer erneuerten Auflagen. Soweit ich zu sehen vermag, und ich glaube es in allen seinen wechselnden Gestalten von Anfang bis zu Ende zu kennen, schimmert in ihm auch nicht ein einziges Mal ein noch so schwaches Verständnis für den Ernst der Wirtschaftssituation durch, die seit dem Ende der siebziger Jahre neu emporgewachsen war. Der ganze handelspolitische Umschwung kam danach aus dem Kopf Jupiter-Bismarcks. Das *Fort mit Bismarck!* werde auch den widernatürlichen, in nichts sonst begründeten Agrarschutz wegfegen. Kein Wort von einer Krisis. Keine Spur der wahrlich naheliegenden Unterscheidung zwischen einer unbestreitbaren relativen Preissteigerung (im Verhältnis zum gleichzeitig zollfrei bleibenden Getreide) und einer, damals, wie jede Preisliste zeigen mußte, nur in der närrischsten Einbildung bestehenden absoluten Preiserhöhung (im Verhältnis zur frühern deutschen Preisnorm). Dafür werden dann seelenruhig die tollsten Konsequenzen aus solcher gedankenlosen Gleichsetzung herausdestilliert, oder vielmehr aus der kritiklos unterstellten absoluten Preiserhöhung. Wenn beispielsweise der 35 Mark-Zoll (relativ, im Verhältnis zum gleichzeitig zollfreien Produkt) den Preis um 35 Mark steigert, so steigert er nach dieser genialen Beweisführung den Überschuß des Getreideverkäufers pro Tonne um 35 Mark, also die Grundrente des Bodens pro Hektar um x mal 35 Mark, also ergaben die unzähligen, individuell bezogenen Grundrentenanteile zusammen eine nationale Grundrentenbereicherung und eine entsprechende Auswucherung der Konsumenten um so und so viele Millionen Mark, eine Bodenmehrkapitalisierung um so und so viele Milliarden von Mark usw. usw. Du lieber Himmel, auch bei einem Sinken des wirklichen Getreidepreises von 215 Mark (zollfreie Periode 1865 bis 1879) auf 159 Mark (10jährige Periode 1892 bis 1901 unter dem 35 Mark-Zoll)? Wenn die 5köpfige Familie, las man weiter, rund 1 Tonne Getreide brauche, so zahle sie bei einem Zoll von 35 Mark jährlich 35 Mark mehr und müsse daher vom Brot zur Kartoffel übergehen; »wenn man den Brotkonsum verteuert, so wird man zu einem stärkern Maß des Konsums der Kartoffeln herabgedrückt, die mehr den Magen füllen als zur Ernährung beitragen.«¹⁾ Du lieber Himmel, wenn aber der Zoll von 35 Mark nur einen sonst anzunehmenden Krisenpreis von 124 Mark in einen erträglichen Preis von 159 Mark, 56 Mark weniger als in der zollfreien Zeit, umwandelt? Sollten da, trotz des Zolls, nicht umgekehrt zahlreiche Konsumenten von der Kartoffel zum Brot haben übergehen können? Verzehrte der freisinnige Wähler aus bloßem Ärger, daß er ohne den Zoll von 215 auf 124, nicht wie tatsächlich geschehen auf 159 Mark für seine Brotausgabe hätte herunterkommen können, schwer verdauliche Kartoffeln statt des nahrhaften, altgewohnten Brotes? Dann war er die Schläge wert, die ihm die Wahlen brachten. Oder wußte der unverbessliche freisinnige Freihandelsführer nicht die Grenze zu ziehen zwischen einer Steigerung der alten Preisnorm (1865 bis 1879 ohne Zoll 215 Mark) und der Milderung eines Krisenpreises, der plötzlich eintrat (1892 bis 1901 ohne den Zoll 124 Mark), um den Zoll? Steht man hier bei allen diesen altfreihändlerischen Beweisführungen über Preissteigerungen, Grundrentensteigerungen,

¹⁾ Siehe *Freisinniges ABC-Buch* / Berlin 1896, pag. 183.

Bodenkapitalisierungssteigerungen, Übergang zu schlechteren Bodenklassen infolge der Preissteigerung, über erzwungenen Verzicht auf den Brotkonsum nicht geradezu vor Unbegreiflichkeiten, wie sie nur unter wortemachenden, gedankenausspinnenden, von den realen Welt- und Wirtschaftszusammenhängen geistig ganz losgelösten deutschen Schreib- und Rededemokraten möglich sind? Und was sollte der Landwirt, dem die reale Not auf die Nägel brannte, mit solchen Meistern der politischen Verschrobenheit und Verstiegtheit anfangen? Mußte ihm nicht jahre- und jahrzehntelang jede solche *Beweisführung* wie beabsichtigter Hohn in die Ohren gellen? Kann man es ihm verdenken, wenn er seine alte enge Verbindung mit dem Linksliberalismus nach einigem Zögern und Zaudern zuletzt ganz und gar zerschneidet:

»Ostproußen war einst eine Domäne des Fortschritts; bei den Wahlen von 1873 sandte die Provinz auch nicht einen Konservativen in den Reichstag, dagegen unter den 8 Fortschrittlern Männer wie Freiherrn von Hoverbeck, Parisius, von Saucken-Tarputschen, von Saucken-Julienfelde. Heute [1902] hat Ostproußen die Grafen Kanitz und von Klinckowstroem als Führer und Vertreter auf den Schild gehoben, und das allgemeine Wahlrecht kehrt in den Bauernfäusten seine Schneide gegen die alte freihändlerische Demokratie.«⁴⁾

Ob es nun doch nicht zu spät ist das unverantwortlich verscherzte Vertrauen wiederzugewinnen? Jedenfalls kann kein Linksliberalismus daran denken mit dem Land wieder in engere Fühlung zu kommen, ohne die alten *ABC-Agitationschriften* zu revidieren. Es sind nicht die reaktionären, sondern die klügeren und weitsichtigen Parteelemente, die hier voranschreiten. Aber sie hätten in der Zeit der wirklichen agrarischen Vollkrise ihre Stimme erheben sollen, nicht erst jetzt, wo das ganze internationale Preisniveau sich wesentlich verschoben hat, wenn auch nicht so durchschlagend wie dies oft behauptet wird. Denn wir hatten im Septemburdurchschnitt nach der Reichsstatistik einen Berliner Weizenpreis von 214,50 Mark, ohne den heutigen 55 Mark-Zoll also von 159,50 Mark. Das hatten wohl die Korell und Genossen im Auge, als sie die glatte Aufhebung des Zolls selbst heute noch für unratsam und unmöglich erklärten.

XX

ARTHUR SCHULZ · DIVERGIERENDE TENDENZEN IN DER FORTBILDUNG UNSERER WIRTSCHAFTS- VERFASSUNG?

I



Bei der Kruppjahrhundertfeier dieses Sommers beklagte sich einer der geistigen Leiter des größten deutschen Industriewerks, Geheimrat Hugenberg, in beweglicher Rede darüber, daß man in Deutschland den heutigen industriellen Großbetrieb noch immer nicht richtig verstehe. Das Mißverstehen seiner Triebfedern sei einer der Hauptgründe dafür, daß der Gedanke möglich war und viele Tausende begeistern konnte: europäische Menschen anders als auf der tief in ihrem Innersten verankerten Grundlage des Individualismus zu regieren oder sich regieren zu lassen. Mit dieser Argumentation dürfte Hugenberg außerhalb des Kreises der am Industriekapitalismus Interessierten wenig Anklang finden. Zahlreiche Unternehmungen des Staats, der Gemeinden, der Konsumgenossen-

⁴⁾ Siehe meine in Note 2 zitierten *Grundzüge der Handelspolitik*, pag. 292.

schaftsverbände haben längst gezeigt, daß die gemeinwirtschaftliche Verwaltung industrieller Großbetriebe keineswegs mit der angeblich individualistischen Natur des europäischen Menschen unvereinbar ist. Im Gegenteil, das gemeinwirtschaftliche Prinzip macht in der Gegenwart in der Sphäre der Industrie, des Handels und des Verkehrs rasche Fortschritte; es sei hier beispielsweise nur auf die Errichtung zahlreicher Überlandzentralen und den Ausbau mancher Wasserkräfte durch deutsche Einzelstaaten und preußische Provinzialverbände und Kreise hingewiesen. Und wo die Begründung industrieller Werke durch öffentlichrechtliche oder genossenschaftliche Verbände oder die Überführung bestehender Unternehmungen in Staats-, Gemeinde- oder Genossenschaftseigentum noch nicht zweckmäßig zu sein scheint oder von der Kapitalistenklasse verhindert wird, setzt in zunehmendem Maß eine weitgehende Kontrolle der privaten Industrieunternehmungen durch den Staat ein, wofür die deutsche Kaligesetzgebung das beste Beispiel bildet. Mit Recht konnte daher Genosse Dr. Quessel bereits von einer »sozialistischen Produktionsweise der Gegenwart« sprechen.¹⁾ Ihre Erweiterung und Ausgestaltung planmäßig zu fördern bildet unsere Hauptaufgabe. Für ihren Aufbau wollen gerade wir Revisionisten, auch wir mehr agrarisch gerichteten, alle unsere Kräfte einsetzen.

Anders liegen die Dinge offenbar in der Landwirtschaft. Ist der Individualismus auf gewerblichem Gebiet längst genötigt sich in die Verteidigungsstellung zurückzuziehen, so ist er im Bereich der Landwirtschaft kaum bedroht, ja er ist begierig gegen die Überreste des primitiven Agrarkommunismus und des feudalen Großgrundeigentums zum Angriff vorzugehen. Das ist der Grundgedanke einer Rede, die Professor Max Sering in der diesjährigen Tagung des preußischen Landesökonomikollegiums gehalten und dann in erweiterter Fassung veröffentlicht hat.²⁾ Unumwunden gibt Sering zu, daß in Industrie und Verkehr starke Tendenzen auf Vergesellschaftung der Produktionsmittel gerichtet sind, aber im breiten Untergeschoß alles Wirtschaftslebens sieht er nach eindringlicher Musterung der Agrarverfassung aller wichtigeren Staaten einen »Siegeszug des Individualismus gegenüber dem Sozialismus« vor sich gehen. Der letzte Grund für diesen Teilsieg des individualistischen Prinzips, worunter Sering natürlich etwas anderes als den ökonomischen Individualismus des Manchesterturns versteht, liege in der Tatsache, daß die Urform alles gesitteten Gemeinschaftslebens, die Einzelfamilie, sich auf der Grundlage des Privateigentums den Aufgaben des modernen Landbaus vollkommen gewachsen zeigt und ihre schöpferische Kraft unvermindert bewahrt habe.

Natürlich ist es für uns Sozialdemokraten von großer theoretischer und praktischer Wichtigkeit nachzuprüfen, ob das Tatsachenmaterial, das Sering aus allen bedeutenderen europäischen und überseeischen Kulturländern beibringt, den von ihm gezogenen Schluß rechtfertigt, und ob wir also wirklich mit divergierenden Tendenzen in der Fortbildung unserer Wirtschaftsordnung zu rechnen haben. Aber so nötig und nützlich eine derartige Untersuchung auch ist, so wird ein sozialdemokratischer Theoretiker nach den Erfahrungen des Chemnitzer Parteitags an eine so heikle Aufgabe mit eigenartigen Empfindungen herangehen. Der Ausgang des Falles Hildebrand hat gelehrt, daß es Elemente

¹⁾ Siehe Quessel *Die sozialistische Produktionsweise der Gegenwart* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 2. Band, pag. 1012 ff.

²⁾ Siehe Sering *Die Politik der Grundbesitzverteilung in den großen Reichen* / Berlin 1912.

in der deutschen Sozialdemokratie gibt, die der wissenschaftlichen Forschung innerhalb der Partei gerade bei Erörterungen, wie ich sie hier vorhabe, ziemlich enge Schranken abstecken möchten. In dem Prozeß, der einem unserer anerkannt tüchtigsten und ehrlichsten Wahrheitssucher gemacht wurde, war ein Hauptbelastungsmoment die Beschuldigung, er wolle das Privateigentum des bäuerlichen Selbstwirtschafter erhalten, ja die Bauerngrundlage in den westeuropäischen Industriestaaten und damit eine besondere Art des privaten Grund- und Mobiliareigentums sogar gestärkt wissen. Diese Überzeugung, das Ergebnis gründlicher Studien, widersprach allerdings der in der Partei bisher vorherrschenden *Zukunftsstaatsideologie*, und vom Standpunkt dieser mehr gefühls- als verstandesmäßigen Zukunftsspekulation hatte Genosse Dr. Süßheim gar nicht so unrecht, wenn er seine Anklagerede in die etwas schwerfällig eingekleidete Argumentation gipfeln ließ: »Die Möglichkeit des demokratischen Sozialismus im Sinn einer einheitlichen und geschlossenen Regelung der gesamten Produktion durch die nichts besitzende und alles beherrschende Klasse ist damit ausgeschaltet.« Da man aber in dieser Glaubensgewißheit sich nicht stören lassen will, bleibt nichts anderes übrig als den unbehaglichen Ketzler auszuschalten. Die Stimmung, die die Anzweiflung des so enggefaßten Zukunftsglaubensbekenntnisses weiter Parteikreise mit der stärksten Parteistrafe, dem Ausschluß, ahnden zu müssen glaubte, griff sogar über die sonst schon gelichteten Reihen der Orthodoxen hinaus. Selbst ein Parteiorgan, das bisher, obwohl es sich in letzter Zeit gegen die Forschungsarbeit reformistisch gesinnter Sozialdemokraten mehrfach recht unduldsam gezeigt hat, noch immer dem revisionistischen Flügel zugezählt wurde, das Bochumer *Volksblatt*, begrüßte den Ausschluß Gerhard Hildebrands, weil er, wenn auch in Beschränkung auf die Landwirtschaft, »das sozialistische Eigentum bekämpft« habe. Aber müssen wir, wenn unsere wissenschaftlich tätigen Genossen nur noch Apologien des sozialistischen Eigentums als *a u s n a h m e* geltender Rechtsform der kommenden Produktionsweise schreiben dürfen und bei jedem öffentlich geäußerten Zweifel, ob das private Eigentum an den Produktionsmitteln wirklich völlig und auf jedem Teilgebiet des Wirtschaftslebens dem Untergang verfallen sei, die Strafe des Ausschlusses zu gewärtigen haben, nicht nach dem treffenden Wort des Genossen Adolf Müller zu einer »sozialistisch-katholischen Partei« herabsinken? Muß die sozialwissenschaftliche Forschung innerhalb der Partei vor der populär gewordenen Zukunftskonstruktion, zu der sich Genosse Dr. Süßheim bekannte, für immer Halt machen? Erschöpft sich ihre Aufgabe darin die Möglichkeit oder Notwendigkeit ihrer Verwirklichung und die Wege zum unverrückbar feststehenden und über alle Einzelkritik erhabenen *Endziel* aufzuweisen? Oder müssen wir, entsprechend dem methodischen Grundgedanken einer so realistischen Gesellschaftslehre wie sie der Marxismus ist, nicht vielmehr von den Tatsachen der Erfahrung ausgehend den Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung nachzuspüren suchen, um erst auf diesem mühsamen Weg empirischer Untersuchung allmählich ein Bild davon zu gewinnen, wie sich in Zukunft die Rechtsformen des sozialen Zusammenlebens und -wirtschaftens gestalten dürften?

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß allein das zuletzt angedeutete Verfahren als wissenschaftlich gelten darf. Ein solches Verfahren aber kann sehr wohl zu Resultaten führen, die mit dem Zukunftsbild der »einheitlichen und

geschlossenen Regelung der gesamten Produktion durch die nichts besitzende und alles beherrschende Klasse« nicht vereinbar sind; beispielsweise zu dem Ergebnis, daß der bäuerliche Betrieb und Besitz durch den Kapitalismus nicht ent wurzelt und auch in einer industriesozialistischen Zukunft existenzfähig und unentbehrlich, ja noch weniger entbehrlich als heute bleiben wird. In der Tat sind zu dieser Auffassung neben manchen anderen Genossen auch Gerhard Hildebrand und der Verfasser dieses Artikels gelangt. Sollen wir wegen dieser Abweichung vom *Endziel* Süßheimischer Formulierung, das doch seine Parteipopularität mehr und mehr verliert, ausgeschlossen werden? Können wir nicht vielmehr erwarten, daß man uns durch wissenschaftliche Argumente widerlegt und andererseits uns die Möglichkeit offen läßt die Partei von der Richtigkeit unserer Auffassung zu überzeugen? Um so eher sollte man unsere Gedanken sachlich und ohne *Richtungsleidenschaft* diskutieren, als sie ja nur zu dem traditionell überlieferten Zukunftsstaatsideal in der engen Süßheimischen Fassung und zur *agrarmarxistischen* Doktrin im Widerspruch stehen, nicht aber zu der von der deutschen Sozialdemokratie seit Jahren geübten praktischen Politik. Läßt sich doch vor allem die Stellungnahme unserer süd-, west- und mitteldeutschen Landtagsfraktionen zu den Problemen der einzelstaatlichen agrarpolitischen Gesetzgebung nur von der Grundannahme aus verstehen, daß sie den klein- und mittelbäuerlichen Betrieb und Besitz als lebenskräftig und zukunftsreich erachten. Und haben sich doch auch Parteivorstand und Reichstagsfraktion für die »Beschleunigung der innern Kolonisation im Interesse besserer Lebensmittelversorgung«, also sogar für die Neuschaffung landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbesitzes und die Neuan siedlung bäuerlicher Eigentümer erklärt. Unter diesen Umständen glaube ich mich der auf dem Chemnitzer Parteitag neuerwachsenen Berufsgefahr des sozialdemokratischen Wissenschaftlers im Vertrauen gerade auf die politischen Praktiker der Partei ruhig aussetzen und zuversichtlich in eine vorurteilsfreie Diskussion der von Sering vorgetragenen Lehren eintreten zu dürfen. Meine Wiedergabe, kritische Nachprüfung und Ergänzung der Gedankengänge Serings soll sich dabei aus Raumrücksichten auf die großen Agrargebiete Rußland, Nordamerika und Australasien beschränken.

II

SERINGS Konstatierung eines Siegeszuges des Individualismus gegenüber dem Sozialismus und Feudalismus in der Landwirtschaft der großen Reiche bezieht sich in erster Linie auf die in Deutschland bisher noch lange nicht gebührend gewürdigten Vorgänge und Reformen im größten Agrarland der Welt, im russischen Nachbarstaat. Hier hat die Bauernmasse, die neun Zehntel der russischen Bevölkerung ausmacht, schon seit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahr 1861 mittels friedlicher Eroberung in immer steigendem Maß dem adligen Grundbesitz weite Landflächen abgewonnen. Von 1877 bis 1905 ist das bäuerliche Einzel-, Gesellschafts- und Kameradschaftseigentum um mehr als 20 Millionen Hektar gewachsen, zum größten Teil auf Kosten des Adelsbesitzes, der im gleichen Zeitraum 19 Millionen Hektar einbüßte.⁵⁾ Seit der Revolution von 1905, die ja dem Landmangel der Bauern und ihrer daraus resultierenden Empörung ihre durchschlagende, den Absolutismus stürzende Macht verdankte,

⁵⁾ Siehe von Swjatlowski *Der Grundbesitzwechsel in Rußland* / Leipzig 1909/, pag. 128.

nahm der Übergang der Großgüter aus den Händen des Adels, des Staats und der Krone in die der Bauern ein beschleunigtes Tempo an. Nur gingen sie nicht mehr, wie es bis 1905 die Regel war, in den Besitz der Bauerngemeinden und Bauerngenossenschaften sondern, durch Vermittlung der 1882 gegründeten Bauernagrарbank in Einzelhöfe aufgeteilt, in den Besitz bäuerlicher Privateigentümer über. Im Verlauf der 6 Jahre vom 1. Januar 1906 bis zum 1. Januar 1912 wurden mehr als $4\frac{1}{4}$ Millionen Hektar Privatbesitz und $1\frac{1}{4}$ Millionen Hektar Apanageland von der Bauernbank angekauft, davon der größere Teil in den Jahren 1906 bis 1908, als die Furcht vor agrarischen Unruhen die Gutsherren zu Angstverkäufen antrieb.⁴⁾ Bis zum 1. Januar 1912 hat die Bauernbank von ihrem billig erworbenen Landvorrat bereits 3 Millionen Hektar als Einzeleigentum an Bauern, vorzugsweise an besonders landbedürftige, verkauft: eine Fläche, größer als das gesamte landwirtschaftlich genutzte Land von Sachsen, Baden und Württemberg zusammen. Am allerwichtigsten aber ist die neuerdings rapid vor sich gehende Auflösung des *Mir*verbandes, der Feldgemeinschaft, und die Überführung des *Nadjellandes*, das bekanntlich zum weitaus größten Teil von der *Obschtschina* den berechtigten Bauernfamilien nur zur Nutzung überlassen wurde, in der Regel periodischer Umteilung unterlag und sich infolgedessen in sehr schlechtem Kulturzustand befand, in das Privateigentum der einzelnen Bauern auf Grund der von Stolypin entworfenen Notverordnung vom 9. November 1906 und der Gesetze vom 14. Juni 1910 und 11. Juni 1911. Die zur Durchführung dieser Gesetze in den einzelnen Kreisen eingesetzten *Landeinrichtungskommissionen* arbeiten mit einem in Rußland ungewöhnlichen Eifer und überraschendem Erfolg. Bis zum 1. Januar 1912 waren bereits $1\frac{1}{4}$ Millionen einzelne Bauern mit $12\frac{3}{4}$ Millionen Hektar Land endgültig aus den Dorfgemeinschaften ausgetreten. Ein warmer Verteidiger des *Mir*, Professor Tschuprow, muß ihn schon für ganze große Distrikte als endgültig zerstört aufgeben.⁵⁾ Diese agrare Neugestaltung Rußlands ist jedoch so tiefeinschneidend, so kompliziert, so vom Kampf der Theorien, Parteien und Klassen umtobt, in uns so ungewohnten Dimensionen vor sich gehend und so folgenschwer für die russische Bauern- und Arbeiterbewegung, für unser großes Nachbarreich, für Deutschland (wegen der vorauszu sehenden Steigerung der russischen Produktion an Getreide und Vieh und der ebenso wahrscheinlichen Abnahme des Zustroms russischer Wanderarbeiter) und für die ganze zivilisierte Welt (wegen der Beeinflussung der russischen Auswanderung in die Siedlungskolonieen, nach Sibirien und Übersee), daß die russische Agrarreform im Rahmen dieses Artikels keine adäquate Darstellung finden kann. In diesem Zusammenhang will ich nur noch andeuten, wie an der gegenwärtigen Umgestaltung der russischen Agrarverfassung zwei sehr berühmte Theorien zerschellt sind. Die sozialistischen Intellektuellen um Tschernyschewskij, die *Narodniki* und ihre Nachfolger, die *Sozialisten-Revolutionäre* wollten bekanntlich den Agrarkommunismus des *Mir* als Sprungbrett in das Millenium der sozialistischen Gesellschaftsordnung benutzen. Daß sie sich gröblich getäuscht hatten, und daß der *Mir*verband unrettbar dem Untergang geweiht war, wurde schon vor Jahren klar ersichtlich. Aber auch ihre

⁴⁾ Siehe von Wrangell *Die agrare Neugestaltung Rußlands in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft*, 1912, pag. 11 ff., und Koefoed *Die gegenwärtige russische Agrargesetzgebung und ihre Durchführung in der Praxis in der Zeitschrift für Agrarpolitik*, 1912, pag. 282 ff.

⁵⁾ Siehe Tschuprow *The Break up of the Village Community in Russia* im *Economic Journal*, 1912, pag. 173 ff.

anscheinend siegreichen Gegner, die russischen Agrarmarxisten, erleben gegenwärtig eine nicht minder schwere Enttäuschung. Einer ihrer Vorläufer, Stepniak, hatte seinerzeit prophezeit:

»Wenn sich nichts ereignet, was den Prozeß innerer Differenzierung in unseren Dörfern zum Stillstand bringt oder hindert, werden wir in der kommenden Generation auf der einen Seite ein landwirtschaftliches Proletariat von 60 oder 70 Millionen Menschen [!] und auf der andern Seite einige wenige Tausende Großgrundherren [!], meist frühere *Kulaks* und *Mirverschlinger*, im Besitz alles Landes sehen. Wenn dann der Hunger den Arbeitsmarkt um einige 10 oder 15 Millionen überschüssiger Agrikulturproletarier erleichtert haben wird, werden die Großgrundbesitzer zweifellos ein verbessertes Betriebssystem nach westeuropäischem Muster einführen, und die von unserer Landbevölkerung übriggebliebenen werden gewöhnliche Tagelöhner [!] werden. Dann, nur dann [!] wird der wahre landwirtschaftliche Fortschritt [!] in Rußland beginnen.«⁹⁾

Und noch 1906 hatte der bedeutendste russische Agrarmarxist, Genosse Peter Masslow, in seinem dem Kongreß der russischen Sozialdemokratie vorgelegten und von diesem gebilligten Memorandum über die Lösung der russischen Agrarfrage geschrieben:

»Das Programm, das auf der marxistischen Weltanschauung beruht, setzt sich nicht das Ziel den kleinen landwirtschaftlichen Betrieb zu erhalten. Die wirtschaftliche Entwicklung führt zur Zerstörung einer immer größeren Anzahl kleiner Betriebe und zur Verwandlung eines Teils der selben in Großbetriebe. . . . Die Pläne der Regierung [die Stolypinschen Agrarreformen, die damals begannen] sind schon deshalb unausführbar, weil die Bauernschaft bereits ruiniert ist und nur noch wenige Bauern durch die Spekulation der Regierung sich fangen lassen werden.«¹⁾

Und nun müssen es die russischen Agrarmarxisten erleben, daß die agrare Neugestaltung Rußlands in einem erstaunlich raschen Tempo fortschreitet, schon zur Kreierung von 1¼ Millionen meist mittelbäuerlichen Privateigentümern geführt und bereits einen bemerkenswerten Aufschwung der Bodenkultur und des gesamten russischen Erwerbslebens mit sich gebracht hat. Auf Grund der Beobachtungen, die er im Frühjahr 1912 auf einer Studienreise in den zentral-russischen Gouvernements machen konnte, berichtet Sering hierüber:

»Wo bisher das graue Elend hauste, sehen wir jetzt ein Geschlecht emporwachsen, das entschlossen ist seine ganze Lebenskraft dafür einzusetzen, daß der bisher vernachlässigte und ausgeplünderte Boden zu höherer Ergiebigkeit gebracht werde. Eine große Anzahl von Agronomen geht den Bauern an die Hand, um für sie und den Landbau die Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntnis nutzbar zu machen. Ich habe die Tätigkeit von manchen dieser Männer lebhaft rühmend hören und kann nur aus eigener Wahrnehmung bestätigen, daß in wenigen Jahren sehr bedeutende Verbesserungen durchgesetzt sind. Die geistig durchaus bewegliche russische Bauernschaft weiß die Vorteile solcher Belehrungen wohl zu schätzen; es sind auch gerade die intelligentesten Wirte, die sich am ehesten geneigt zeigten aus der Gemeinde auszutreten; vielfach waren es ausgesprochene Revolutionäre, die Marx und Kautsky zu zitieren pflegten, heute aber die besten Freunde der neuen Ordnung geworden sind.«²⁾

⁹⁾ Siehe Stepniak *The Russian Peasantry* / London 1905 /, pag. 79 ff.

¹⁾ Siehe Masslow *Die Agrarfrage in Rußland* / Stuttgart 1907 /, pag. 249 ff. und 263.

²⁾ Siehe Sering, loc. cit., pag. 25 ff. × Seitdem der Erfolg der Stolypinschen Agrarreformen nicht mehr bestritten werden kann, suchen die russischen und deutschen Agrarmarxisten zu beweisen, daß sie die Masse der Kleinbauern proletarisieren würden, um eine kleine Minderheit zu Großbauern emporzuzüchten. Dieser Auffassung tritt Dr. Lindé in einem kürzlich in den *Grenaboten* (1912, pag. 9 ff.) veröffentlichten, sachkundigen Aufsatz *Agrarreformen in Rußland* (meines Erachtens mit Recht) entgegen: »Ein unter starkem behördlichen Druck stehender, von Steuerlast fast erdrückter, wirtschaftlich absolut rückständiger, kapitalschwacher, ungebildeter Bauernstand ist vorhanden. Ein solcher, Millionen von Angehörigen zählender Stand kann nicht in kurzer Zeit beseitigt werden; er wird an die Städte abstoßen, was er sich nicht assimilieren kann, wird die städtische Entwicklung dadurch fördern, aber sein Kern wird bleiben, was er war: kleine Bauern. Würde es in Rußland nicht so kommen, so wäre das, an den Vorgängen anderer Staaten gemessen, eine einzigartige Entwicklung. Mir scheint jedoch diese Entwicklung in Anbetracht der Lage des russischen Bauernstandes für lange, lange Zeiten unmöglich.«

Ebenso eingehend und gleichfalls auf Grund persönlicher Anschauung beschäftigt sich Sering mit der landwirtschaftlichen Betriebsgliederung und Bodenbesitzverteilung in Nordamerika. Vielleicht muß das rückhaltlose Lob, das er der Landbesiedelungspolitik der Vereinigten Staaten zollt, insoweit eingeschränkt werden, als sie durch riesige Landschenkungen an Eisenbahngesellschaften die Erschließung und Kolonisierung des mittlern und fernern Westens forciert hat. Wenigstens hat kürzlich ein amerikanischer Schriftsteller in einem höchst lesenswerten Buch (das in Deutschland bisher unbekannt blieb) nachzuweisen gesucht, daß die durch Landschenkungen und Privilegienerteilungen anormal beschleunigte Erschließung des offenen Prärielandes jenseits des Mississippi, im Gegensatz zu der notwendig langsam vordringenden, normal verlaufenden Siedelungskolonisation im Waldland östlich des großen Flusses, der Ausgangspunkt unheilvoller Entwicklungen gewesen ist:

Die in einem grandiosen Tempo vorwärts stürmende Inkulturnahme endloser jungfräulicher Präriebreiten von scheinbar unerschöpflicher Fruchtbarkeit, die bei weniger überstürzter Hineinbeziehung in die landwirtschaftliche Nutzung und in die Verkehrswirtschaft dem amerikanischen Volk und der ganzen Menschheit dauernden gleichbleibenden Segen gestiftet hätten, wäre zuerst den Farmern Amerikas und Europas und nun zuletzt, in unseren Tagen, auch den Städten beider Weltteile verderblich geworden. Die ungeheure Getreideflut, die sich aus dem fabelhaft rasch mit Weizen- und Maisformen überzogenen Gebiet nach Osten ergoß, hätte jenen krisenhaften Preissturz des Getreides verursacht, der die Farmer des Ostmississippigebiets, besonders der Neuenglandstaaten, zwang entweder ihren Boden rücksichtslos auszurauben oder ihre mit weit höheren Kosten produzierenden Farmen aufzugeben und nach Westen oder in die Städte zu wandern. Aber auch die Farmer des Westmississippilandes hätten unter dem von ihnen erzeugten Überfluß an Brot- und Futtergetreide, dessen Preis ihnen die Kosten der Wirtschaftsführung nicht ersetzte, lange und schwer gelitten. Sie wären genötigt gewesen in der allerdings sichern Erwartung steigender Bodenpreise Schulden aufzunehmen und, was schlimmer war, gleichfalls von den Kräften ihres Bodens ersatzlos zu zehren. Einen wirklichen Nutzen habe von dieser in der Weltgeschichte bisher einzigartigen, voraussichtlich auch nie wiederkehrenden Ausdehnung des Nahrungsspielraums des Menschengeschlechts allein die städtische Bevölkerung Amerikas und Europas gehabt. Aber auch dieser Vorteil sei nur vorübergehend und ein Danaergeschenk gewesen. 30 fette Jahre hindurch von etwa 1875 bis etwa 1905, genoß sie den wie vom Himmel gefallenen Segen der niedrigen Getreide- und Fleischpreise, und besonders die städtische Bevölkerung Amerikas gewann in der Verteilung des Getreide- und Fleischübersflusses, in seiner Verfrachtung nach der Ostküste und nach Westeuropa und in der Versorgung der Millionen neuer Farmer mit Produktionsmitteln, Gebrauchsgütern und Diensten ein weites, reichlohndes Arbeitsfeld. Wie Pilze schossen unter dem lebenerzeugenden Zufluß billigen Getreides und Fleisches die Großstädte in den Vereinigten Staaten, in England und Deutschland empor. Aber nun, da sie mit den Hunderttausenden und Millionen ihrer Einwohnerziffern prunken können, beginnt der Hauptschöpfer all dieses Reichtums und Glanzes, der so lange sorglos ausgeplünderte Boden der Vereinigten Staaten, die Arbeit des Farmers kärglicher zu lohnen. Deshalb setzt, da trotz Kanadas 3 Prärieprovinzen ein zweites Mississippiland nicht mehr verfügbar ist die jungen Großstädte zu füttern, die neue Weltwirtschaftsperiode der 30 mageren Jahre ein. Denn so lange könnte es leicht dauern, bis durch Verlangsamung des Großstädtewachstums, durch Expansion der europäischen Wirtschaftsweise über neue, aber voraussichtlich minderergiebige Kolonialgebiete und durch Erhöhung der Landwirtschaftsintensität in den Vereinigten Staaten das vor einem Menschenalter verhängnisvoll gestörte normale, organische Verhältnis zwischen den Stadtbewohnern und Landbauern respektive der Produktionskraft des von den letzteren genutzten Bodens sich wiederhergestellt haben wird. Aber die heutige, als Weltteuerung empfundene Steigerung der Lebensmittel- und besonders der Fleischpreise wäre mit allem Leiden, das sie durch ihre Plötzlichkeit mit sich bringt, vermieden worden, wenn die Vereinigten Staaten mit ihrem unvergleichlichen Nationalschatz pflugbarer Staatsländereien im Westen haushälter-

rischer umgegangen wären und vor allem nicht durch übereilte Preisgabe weiter Flächen an die Eisenbahngesellschaften den Raubbau an den neuerschlossenen Bodenkraften und damit die Großstädtebildung derart gefördert hätten, daß sie, noch vor wenigen Jahrzehnten Agrarstaat, in fabelhaft kurzem Zeitraum das heute großstädte- und weltstädtereichste Land der Erde geworden sind.⁹⁾

Aber mag auch unter solchen weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten die Bodenerschließungspolitik der Vereinigten Staaten, weil sie in Amerika und Europa das Gleichgewicht zwischen den städtischen und den ländlichen Bevölkerungsmassen in einer heute auch den erstgenannten sehr unangenehm fühlbar werdenden Weise für vielleicht 2 Menschenalter zerrüttet hat, nicht ganz das überreiche Lob verdienen, das ihr von Sering und anderen gezollt wird, so ist sie doch unter dem Gesichtspunkt agrarischer Sozialpolitik, das heißt Bodenverteilungspolitik, über alles Lob erhaben. Indem seit dem *Homesteadgesetz* von 1862 jedem Bürger oder Bürgerkandidaten der Vereinigten Staaten eine Heimstätte im Umfang von 160 Acres oder 64 Hektar gegen die alleinige Verpflichtung zum Rückenbesitz und zur Bebauung des Bodens nahezu kostenlos übereignet wurde, überzog sich die ganze Breite des Kontinents vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean mit einem immer engmaschiger werdenden Netz bäuerlicher Einzellhöfe.¹⁰⁾ Besonders im Osten, wo der Zwang zu größerer Wirtschaftsintensität schon wirksamer ist, haben sie sich bereits vielfach zur Normalgröße deutscher Bauernbetriebe verkleinert. Im fernen Westen allerdings waren in manchen Gegenden, beispielsweise in Kalifornien auf altspanischen Latifundien und im Red River-Tal auf Eisenbahnländereien, große einseitige Weizenfabriken entstanden. Sie haben bekanntlich im agrarmarxistischen Lager jahrzehntelang die Hoffnung genährt, daß auch die Landwirtschaft ebenso wie die Industrie den Weg der Betriebs- und Besitzkonzentration finden werde. Aber die beispielsweise noch vor wenigen Jahren von Masslow wiederholte Behauptung, in den westlichen Staaten von Nordamerika vermehre sich die Zahl der Wirtschaften von 100 bis 1000 Acres¹¹⁾, ist falsch. Auch Sering bestätigt, daß die in der früheren sozialdemokratischen Literatur vielberufenen Mammutfarmen des fernen Westens viel Land verkaufen oder sich ganz auflösen und bäuerlichen Betrieben mit familienhafter Arbeitsverfassung Platz machen. Ja, sogar im Süden der Vereinigten Staaten, wo sich die Abkömmlinge der englischen Landaristokratie einst auf der Basis unfreier Arbeit ihre Baumwoll- und Tabakgroßfarmen geschaffen hatten, hat sich seit dem Sieg der nördlichen Bauernstaaten im Bürgerkrieg, der dem Großgut durch die Sklavenbefreiung den Lebensnerv zerschneidet, die bäuerliche Agrarverfassung völlig das Feld erobert. Merkwürdigerweise erwarb sich gerade ein Mitarbeiter der *Neuen Zeit*, Albert Rudolf, das Verdienst die tiefeingewurzelte irrtümliche Meinung, die Baumwollfarmen in den Südstaaten seien Riesenbetriebe, auf denen Scharen weißer und schwarzer Arbeiter unter der Leitung des Besitzers tätig sind, gründlich zu zerstören.¹²⁾ In einem recht lehrreichen Aufsatz weist er nach, daß »die überall in der

⁹⁾ Siehe Bookwalter *Rural versus Urban, their conflicts and its causes* (New York 1910 f.). Siehe dazu Schippel *Teuerung und weltwirtschaftliche Entwicklungen in den Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 3. Band, pag. 1207 ff.

¹⁰⁾ Siehe Schippel *Ein Rundblick über die amerikanische Kolonisationspolitik am Stillen Ozean und Die amerikanische Agrarbewegung und die Sozialisten in den Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 1. Band, pag. 11 ff., und 2. Band, pag. 805 ff.

¹¹⁾ Siehe Masslow, loc. cit., pag. 101.

¹²⁾ Siehe Rudolf *Der Baumwollbau in den Vereinigten Staaten und in den deutschen Kolonien in der Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 768 ff.

Welt zu erkennende Tendenz auf Verkleinerung der landwirtschaftlichen Betriebe sich auch in den amerikanischen Baumwollstaaten zeigt«. Am größten sind die Farmen natürlich noch in den beiden jüngst besiedelten Südstaaten Texas und Oklahoma, aber auch hier ist ihr Durchschnittsumfang von 1900 bis 1910 bereits gesunken. Nach Rudolfs Darstellung war es auch in den Südstaaten der Zwang zu größerer Intensität und zum Fruchtwechsel und speziell der Kampf gegen die Verheerungen des Baumwollkäfers, der die Ausbreitung der eigentlichen Bauernwirtschaften und die Verkleinerung der größeren Betriebe begünstigt hat. Die gleiche Tendenz geht durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten hindurch, wie folgende Tabelle lehrt:

Größenklasse in Acres		Von 100 Betrieben hatten den nebenbe- zeichneten Umfang			Von der Gesamtfläche (841 Millionen Acres) entfielen 1900 auf die einzelnen Größenklassen
	in Hektar	1880	1890	1900	
unter 20	unter 8	9,8	9,1	11,8	0,9
20 bis 100	8 bis 40	45,3	44,4	45,7	16,6
100 bis 500	40 bis 202	42,3	44,0	39,9	50,6
500 bis 1000	202 bis 405	1,9	1,8	1,8	8,1
über 1000	über 405	0,7	0,7	0,8	23,8

Zum Verständnis dieser Tabelle ist zu bemerken, daß wegen der Extensität der Bewirtschaftung die amerikanischen Großbetriebe erst mit 400 Hektar beginnen, und daß unter ihnen die umfangreichen Weidwirtschaften der Trockenzone überwiegen. Bei dieser Sachlage kann Sering mit Recht schreiben:

»In der Weizenregion [und, wie wir sahen, auch im Baumwollgebiet] herrscht der mittlere und kleine Betrieb durchaus vor; es sind spann- und maschinenfähige Güter, bewirtschaftet von Leuten, die selbst die Hand an den Pflug legen, freiheitliebende und arbeitsfrohe Menschen. . . In den 6 Millionen Farmen, die immerhin zu zwei Dritteln freien Eigentümern gehören, besitzen die Vereinigten Staaten die unzerstörbare Grundlage für ihre öffentlichen Institutionen, auf ihnen beruht die nachhaltige Kraft und die Zukunft des Landes. Die breite ländliche Mittelklasse bedingt die Ergiebigkeit der amerikanischen Bodenproduktion und die ungemeine Kaufkraft des innern Marktes. Industrie und städtische Kultur fanden in den Vereinigten Staaten schon deshalb eine glänzende Entwicklung, weil die Farmerschaft den Mittel- und Oberschichten der Nation fortgesetzt einen kräftigen und unternehmenden Nachwuchs liefert. Auf der andern Seite bieten gerade die unabhängigen Farmer [doch wohl auch die organisierten Industriearbeiter!] die einzige wirkliche Gewähr dafür, daß eine Alleinherrschaft des Großkapitals in der Union niemals Platz greifen wird.«¹⁰⁾

¹⁰⁾ Ganz ähnlich urteilt Carnegie (auch er kein Agrarier), in seinen *Problems of to-day* (London 1908), pag. 111 ff., wo er dem Landlord- und Pächtersystem Großbritanniens und den oft recht wirren Bodenreformplänen, die seit einigen Jahren die öffentliche Meinung Englands immer intensiver beschäftigen und erregen, in höchst wirkungsvoller Antithese die Agrarverfassung der großen Tochterrepublik als Vorbild der längst nötig gewordenen agraren Neugestaltung des Mutterlands der englisch sprechenden Rasse mit lapidaren Sätzen gegenüberstellt: »In den Vereinigten Staaten gab es 1900 5 739 657 Farmen, und 10 387 765 Erwachsene waren in der Landwirtschaft beschäftigt. Die Farmen hatten im Durchschnitt 146 Acres. Ihr rasches Anwachsen mag daraus ersehen werden, daß es ihrer 1850 erst $\frac{1}{2}$ Million, 1880 erst 4 Millionen gab. In den letzten 50 Jahren zeigt das große Siedlungswerk einen durchschnittlichen jährlichen Zuwachs von 85 000 neuen Farmen, und noch ist ein Ende nicht abzusehen. In der Regel wird der Boden durch den Eigentümer selbst bearbeitet. Wenn glückliche Heimstätten die Krone der Zivilisation sind, so hat sich dieses Wort hier erfüllt. . . . Man würde die Welt vergeblich nach einer gleich großen Zahl von Männern, Frauen und Kindern absuchen, die unter gleich günstigen Bedingungen ansässig sind. . . . Die wenigen Zeitpächter haben den Wunsch und die begründete Hoffnung sich ihre Höfe bald zu eigen zu erwerben, und ein weiserer Kauf kann gar nicht abgeschlossen werden. . . . Die Magie des Eigentums wirkt Wunder, nicht allein auf den Boden sondern auch auf den glücklichen arbeitenden Eigentümer selbst. Der Typus von Männern, wie er in Amerika auf Eigentumsfarmen sich herausgebildet hat, findet in der ganzen Welt, soweit Schreiber dieses sie kennen gelernt hat, nirgendwo seinesgleichen. . . . Sie sind das Rückgrat der Republik. . . . der beste Teil des höchstentwickelten und preiswürdigsten Gemeinwesens auf Erden.«

Nachdem das zur Ansiedlung lockende freie Land der Vereinigten Staaten knapper geworden ist, üben die mittelkanadischen Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta eine um so größere Anziehungskraft auf die Landhungrigen aller Völker aus. Nach dem mit vielen Karten und Abbildungen vorzüglich ausgestatteten *Atlas of Canada*, den die Agenten der Dominion in England in großen Massen gratis verteilen¹⁴⁾, beträgt das pflugbare Prärieland der 3 Zentralprovinzen 200 000 Quadratmeilen, ein Areal ungefähr so groß wie Deutschland. In diesem *Amerika des 20. Jahrhunderts* wurden 1896 erst 2000 Heimstätten zu 160 Acres (einschließlich der Verkaufsrechte auf eine zweite 64 Hektarfarm) vergeben, im Fiskaljahr 1910 bereits 58 860. Die Bevölkerung, die 1901 erst 400 000 Köpfe betragen hatte, wuchs auf 1 322 709 in 1911. Die in landwirtschaftliche Nutzung genommene Fläche erstreckte sich 1898 erst über 2½, 1911 bereits über 16 Millionen Acres. In 1896 betrug die Weizen-ernte nur 15 Millionen Bushels, 1911 schon 175 Millionen. Dementsprechend exportierte Zentralkanada 1896 erst 8 Millionen Bushels Weizen, 1910 bereits 95 Millionen. Also eine recht rasche, wenn auch an die Rekordziffern, die vor 25 bis 30 Jahren aus dem Westen der Vereinigten Staaten nach Europa drangen und hier maßloses Staunen weckten, nicht herareichende Expansion des europäischen Wirtschafts- und Kulturkreises. Auch in diesem zukunftsreichen Präriegebiet wie überhaupt in ganz Kanada hat sich eine breite Klasse bäuerlicher Besitzer festgesetzt, wie folgende Tabelle der Betriebsstatistik von 1901 zeigt:

Größenklasse in Acres		Zahl der Wirtschaftsinhaber	
		in Altkanada (Quebeck, Ontario, Seeprovinzen)	in Neukanada (Manitoba, Saskatchewan, Alberta, Britisch Kolumbien)
unter 10	unter 4	88 520	2 666
11 bis 50	4 bis 20	79 697	1 546
50 bis 200	20 bis 80	274 113	33 491
über 200	über 80	40 604	24 011

Vor den Vereinigten Staaten zeichnet sich zudem Kanada dadurch aus, daß seine Bauern, die natürlich bei dem dortigen extensiven Getreidebau weit mehr Land brauchen als in Deutschland zu einem landwirtschaftlichen Familienbetrieb zu gehören pflegt, nur in ganz seltenen Fällen Pächter sind. 87,1 % aller Wirtschaftsinhaber sind Eigentümer, und das Eigentumsland macht sogar 90,7 % der gesamten Wirtschaftsfläche aus. Es breiten sich also der bäuerliche Betrieb und das bäuerliche Grundeigentum über die Ackerbaugebiete des ganzen gewaltig großen Kontinents aus, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean und vom Golf von Mexiko bis zu Kanadas fruchtbarem Nordland am Athabaska und Peace River.

Dagegen haben in Australien eine fehlerhafte, nutzlos experimentierende Ansiedlungsgesetzgebung und die Günstlingswirtschaft früherer Verwaltungen¹⁵⁾ den größten Teil des Bodens einzelnen Latifundienbesitzern und großkapitalistischen Landgesellschaften in die Hände gespielt, deren Sinn mehr auf Bodenspekulation als auf landwirtschaftliche Nutzung und bestenfalls auf extensivste Schafzucht gerichtet war. Haben nun die Arbeiterregierungen

¹⁴⁾ Siehe *Atlas of Canada*, herausgegeben unter der Leitung des Ministers des Innern / Ottawa 1912 /, pag. 7.

¹⁵⁾ Siehe Epps *Land Systems of Australasia* / London 1894 /.

die vorgefundenen Latifundien etwa vergesellschaftet, um sie Landarbeiterproduktivgenossenschaften oder Industriearbeiterkonsumvereinen oder Stadtgemeinden zur Bewirtschaftung zu übergeben, oder haben sie sich sonst irgendwie den agrarmarxistischen Idealen sozialistischer Landwirtschaftszukunft anzunähern gesucht? Nein. Im Gegensatz zu ihren sonstigen (höchst begrüßenswerten und vielfach vorbildlichen) staatssozialistischen Bestrebungen in den Sphären von Industrie, Handel und Verkehr kaufen sie, seitdem die von Seddon in Neuseeland inspirierte *Closer Settlements*-Bewegung mehr und mehr durchgedrungen ist, zwar das einst an Großgrundbesitzer und großkapitalistische Gesellschaften verschleuderte Land nach Möglichkeit zurück, aber nur zu dem Zweck, um es unter den Bedingungen des Rückenbesitzes, der Bodenverbesserung und der Beschränkung auf die wirtschaftliche Besitzgröße an Klein- und Mittelbauern zu Erbpacht oder, was von den Ansiedlungslustigen weitaus bevorzugt wird, zu Eigentum wieder auszugeben. Die Regierungen von Neuseeland, Neusüdwales und Viktoria haben sich zu diesem Zweck sogar das Recht der Zwangsenteignung von Großgrundbesitz zusprechen lassen. In Australien sind zu *closer settlements* aus zurückgekauften Land bis 1908 fast 1 000 000 Acres und ebensoviel in Neuseeland allein verwandt worden. Die leitenden Männer und die großen Parteien des Commonwealth und Neuseelands haben eben erkannt, daß der pflugeifrige Kleinbesitz mit seiner arbeitsfrohen Anbauverschiedenheit sich eines viel gleichmäßigeren Ertrags erfreut als die einseitige Großweizenfarm oder das in den häufigen Dürreperioden dem Schafsterben hilflos ausgelieferte Schafhaltungslatifundium. Sie haben eingesehen, daß der kleine und mittlere Bauer in vielen Betriebszweigen wie besonders in der Milchwirtschaft, der Fleischschafzucht, der Produktion feinsten Merinowolle, dem gegen Dürreschäden sichernden Futterbau, dem Obst- und Weinbau und endlich in der Bekämpfung der Kaninchenplage Besseres leistet als der Großbesitzer. Sie haben die Erfahrung gemacht, daß der eine den Arbeitern in Land und Stadt gleichmäßigere Arbeitsgelegenheit gewährt, während der andere nur Gelegenheitsarbeitgeber und damit der Verursacher periodischer Arbeitslosigkeit ist. Gelingt es die australische Landpolitik in diesem Sinn auszubauen und dadurch eine verstärkte Einwanderung landwirtschaftlicher Elemente anzuregen, so ist die Hoffnung Schachners nicht unbegründet, daß sich dort, wo heute einige hunderttausend Schafe von einer kleinen Anzahl Hirten bewacht werden, einst die Heimstätten Tausender pflugfroher Familien aufbauen und an dem dürftigen Volksbaum Australiens endlich ein kräftiges Reis neuen Menschenblutes ansetzen werden.¹⁰⁾

Endlich mag noch daran erinnert werden, daß alljährlich, seit dem Wirksamwerden der großen Agrarreformen in der europäischen Heimat allerdings in abnehmender Zahl, Hunderttausende ärmere russische Bauern nach Sibirien wandern, um dort bäuerliche Grundstücke zugewiesen zu erhalten; und zwar unter der Rechtsform vollen Privateigentums, weil nur dieses, wie es in der amtlichen Kolonisationsdenkschrift Stolypin-Kriwoscheins heißt, »das allgemeine Niveau der Ausnutzung der produktiven Kräfte Sibiriens heben« kann.¹¹⁾ Denkt man außerdem an die siedlungskoloniale Erschließung Argenti-

¹⁰⁾ Siehe Schachner *Australien in Politik, Wirtschaft und Kultur* (Jena 1909), pag. 248 ff., und *Australien und Neuseeland, Land, Leute und Wirtschaft* (Leipzig 1912), pag. 74 ff.

¹¹⁾ Siehe Schippel *Sibirien als Siedlungskolonie* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 2. Band, pag. 921. Es verdient vermerkt zu werden, daß nach Stiecklow (*Die sozialdemokratische Fraktion in der dritten Duma in der Neuen Zeit*, 1911-1912, 2. Band, pag. 620 ff.) die Partelfraktion die Kolonisation Sibiriens bekämpfte, weil sie »die Ländereien der alten Bewohner Asiens exproprierte«.

niens und der benachbarten Agrarländer Südamerikas, ferner Nord- und Südafrikas, so kann man in der Tat von einem unaufhaltsamen Siegeszug des bäuerlichen Privateigentums durch Rußland und die gemäßigten Zonen vierer Kontinente sprechen, der dem in unseren Staaten des westeuropäischen Kapitalismus mehr in die Augen fallenden Vordringen des sozialistischen Eigentums in den Sphären von Industrie, Handel und Verkehr heute die Wage hält.

III

UND ist es in Westeuropa anders? Zeigt sich nicht auch in unseren Ländern alter Kultur in der Landwirtschaft eine Entwicklungstendenz, die von der in Industrie, Handel, Verkehr wahrnehmbaren ganz deutlich abweicht? Was das Deutsche Reich betrifft, so habe ich in den *Sozialistischen Monatsheften* schon mehrfach nachzuweisen gesucht, daß der bäuerliche Betrieb und das bäuerliche Eigentum in West- und Süddeutschland unerschüttert dasteht und in Ost- und Norddeutschland sogar erfolgreich vordringt.¹⁸⁾ Diesmal sei in Anknüpfung an ein gut unterrichtendes Referat, das der landwirtschaftliche Sachverständige des Deutschen Reichs Dr. Frost-Kristiania auf der diesjährigen Tagung des preußischen Landesökonomikkollegiums erstattet hat, ein kurzer Blick auf die 3 skandinavischen Reiche geworfen.

In Dänemark, Schweden und Norwegen wurden die feudalen Großgrundherrschaften, die sich im Mittelalter auch hier gebildet hatten, durch die bäuerlichen Wirtschaften immer mehr zurückgedrängt. Schon heute können die 3 nordischen Reiche als ausgesprochene Bauernstaaten gelten, wie folgende aus ihren letzten Betriebsstatistiken zusammengestellte Tabelle zeigt:

Dänemark			Schweden			Norwegen		
Größenklasse in Hektar	Zahl der Betriebe	Von je 100 Betrieben gehörten zu nebenstehender Größenklasse	Größenklasse in Hektar	Zahl der Betriebe	Von je 100 Betrieben gehörten zu nebenstehender Größenklasse	Größenklasse in Hektar	Zahl der Betriebe	Von je 100 Betrieben gehörten zu nebenstehender Größenklasse
unter 0,6	68 380	27,4	unter 2	85 425	24,4	unter 1	26 557	19,0
0,6 bis 5	65 222	26,1	2 bis 20	227 908	65,1	1 bis 2	35 536	25,0
5 bis 15	46 615	18,6	20 bis 100	33 254	9,5	2 bis 5	41 060	29,0
15 bis 30	35 257	14,1	über 100	3 206	1,0	5 bis 10	21 173	15,0
30 bis 60	25 615	10,3				10 bis 20	11 818	8,0
60 bis 238	8 072	3,2				20 bis 50	4 758	4,0
über 238	822	0,3				50 bis 70	267	0,2
						70 bis 100	69	0,05
						über 100	35	0,02

Infolge ihres geringen Großgrundbesitzes weisen besonders Dänemark und Norwegen nur wenig Pachtbesitz auf. Nur 6 % der norwegischen, 10 % der dänischen und 15 % der schwedischen Landwirte sind Pächter. Alle übrigen sind freie Eigentümer ihrer Höfe. Der landwirtschaftliche Großbetrieb verbietet

¹⁸⁾ Siehe meine letzten Artikel hierüber *Das Vordringen des landwirtschaftlichen Familienbetriebs und des Kleingrundbesitzes in Ostelbien* und *Die Sozialdemokratie und die süd- und westdeutschen Klein- und Mittelbauern* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 424 ff., und 2. Band, pag. 961 ff.

sich, vom Zuckerrübenboden Südschwedens und einiger dänischer Inseln abgesehen, dort oben aus rein wirtschaftlichen Gründen. Er ist unrationell.

»Das Schwergewicht der nordischen Landwirtschaft liegt in den Bauernhöfen von 5 bis 30 Hektar. Sie haben den Hauptanteil am landwirtschaftlich genutzten Boden, von ihnen kommt der Hauptteil der landwirtschaftlichen Produkte, die jene Länder hervorbringen, sie liefern auch das brauchbarste Menschenmaterial für das Volks- und Wirtschaftsleben des Nordens . . . Dem Bauernstand verdankt der Norden die kolossale wirtschaftliche Entwicklung, die er in den letzten Jahrzehnten genommen hat . . . Die Landwirtschaft unserer westlichen und nördlichen Nachbarländer liefert den unleugbaren Beweis dafür, daß die Bauernwirtschaft in den meisten Zweigen des Gewerbes produktiver ist als der Großbetrieb. Ich beziehe mich dabei auf die Länder, die ich genau kenne:¹⁹⁾ Nordfrankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen. Alle diese Länder sind vorwiegend mit Bauern besiedelt und haben dank ihres Bauernstands seit Modernisierung des landwirtschaftlichen Gewerbes in den letzten Jahrzehnten einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen . . . Wo die Bauernschaft über ausreichendes Kapital und genügende Fachkenntnisse verfügt, wie das in den genannten Ländern mit ihrer hochstehenden Bauernbevölkerung im allgemeinen der Fall ist, ist schon der einzelne Bauernbetrieb produktiver als der Großbetrieb, weil er arbeitsintensiver betrieben werden kann. Wenn man aber auch ganz absieht von der produktiven Leistungsfähigkeit der einzelnen Wirtschaften, so ist es ganz klar und erwiesen, daß der Zusammenschluß, der in der Landwirtschaft je länger, je mehr zu sagen hat, in Ländern mit einer vorwiegenden Bauernbevölkerung weit größere Resultate zeitigt als in einer Gegend mit vorwiegendem Großgrundbesitz. Es ist denn auch ohne weiteres klar, daß sich alle Parteien [bekanntlich einschließlich der sozialdemokratischen!] und Meinungen [Agrar marxisten gibt es dort oben nicht] in den skandinavischen Reichen darüber einig sind, daß die Aufrechterhaltung des bäuerlichen Besitzstandes eine der wichtigsten Aufgaben der innern Politik ist.«

In zwiefacher Beziehung muß die agrarpolitische Gesetzgebung der 3 Nordreiche den deutschen Einzelstaaten vorbildlich sein, und zwar in der Verhinderung der Fideikommißbildung und in der Förderung der Landarbeiter- respektive Kleinbauernansiedlung. In Schweden dürfen seit 1809, in Norwegen seit 1814, in Dänemark seit 1849 neue Fideikommisse nicht mehr begründet werden. Infolgedessen bestehen in Norwegen nur 2 Fideikommisse, dagegen sind in Schweden in 167 Fideikommissen noch 4,5 % und in Dänemark in 78 Fideikommissen sogar 10 % des Kulturlands fideikommissarisch gebunden. Hier werden also die sozialdemokratischen und die übrigen Linkenparteien sich die Aufhebung auch der bestehenden Fideikommisse zum Ziel setzen müssen. Die Landarbeitsansiedlung durch den Staat hat in Dänemark im Jahr 1900, in Norwegen 1903 und in Schweden 1905 begonnen. Für diesen Zweck gibt der erstgenannte Staat jährlich etwa 4, der zweite 3 bis 4 und der dritte 5 Millionen Kronen aus. Infolge des Drängens der politisch einflußreichen Landarbeiter sind die nordischen Staaten, besonders Dänemark, in den letzten Jahren von ihrem ursprünglichen Plan der Arbeiteransiedlung abgewichen, indem sie durch Bewilligung höherer Darlehen, die in Dänemark bis zu 8000 Kronen bemessen werden können, tüchtigen Arbeitern die Möglichkeit schufen durch die Ansiedlung zu kleinen selbständigen Landwirten aufzusteigen.²⁰⁾ Endlich ist man in allen 3 Reichen in vielfach vorbildlicher Weise eifrig an der Arbeit die Moore und anderen Ödländereien durch Ansiedlung kleiner Bauern in Kultur zu bringen.

¹⁹⁾ Wir verdanken Dr. Frost, der lange Jahre landwirtschaftlicher Sachverständiger des Deutschen Reichs für Belgien und Holland war, 2 gründliche, 495 und 555 Seiten starke Werke: *Agrarverfassung und Landwirtschaft in den Niederlanden* (Berlin 1906) und *Agrarverfassung und Landwirtschaft in Belgien* (Berlin 1909).

²⁰⁾ Siehe hierüber meinen Artikel *Das dänische Beispiel* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1909. 3. Band, pag. 1350 ff.

IV

ZIEHEN wir aus alledem das Fazit: Während eigentlich nur noch Leute, die wie der Festredner bei der Essener Kruppfeier am Fortbestehen des Kapitalismus interessiert sind, es bestreiten, daß Industrie, Handel und Verkehr sich in weitem Umfang der Vergesellschaftung oder doch zum mindesten einer ausgiebigen Staatskontrolle entgegenentwickeln, müssen wir dem Hauptredner der diesjährigen Tagung des preußischen Landesökonomiekollegiums darin recht geben, daß nahezu überall der bäuerliche Betrieb und das bäuerliche Eigentum dem Großgrundbesitz und (in Rußland und Sibirien) dem Agrarkommunismus Boden abgewinnen. Wir sehen die Eigentumshöfe der selbstarbeitenden Bauern sich in der alten wie in der neuen Welt ausbreiten, in rein agrarischen wie in stark industrialisierten Ländern, in Monarchien wie in Republiken, unter dem noch halb autokratischen Regiment des Zaren wie unter der extrem demokratischen Verwaltung australischer Arbeiterministerien. Trotzdem wäre es mißverständlich im Hinblick auf die Agrarproduktion mit Sering von einem Siegeszug des Individualismus gegenüber dem Sozialismus zu sprechen; denn nur bei einer am Äußerlichen haftenbleibenden Betrachtungsweise bemerken wir entgegengesetzte Tendenzen in der Fortbildung unserer Wirtschaftsverfassung, bei tieferem Eindringen sehen wir in den andersartigen Formen der Landwirtschaftsentwicklung den selben, dem Herrentum und dem arbeitslosen Einkommen feindlichen Geist sich durchsetzen, der die sozialistische Industriearbeiterbewegung beherrscht und als Triebkraft der Vergesellschaftung der Industrie, des Handels und des Verkehrs wirksam ist.

Bedeutet denn die Heimstättengesetzgebung der beiden gewaltigen Siedlungskolonien Nordamerikas oder die *Closer Settlements*-Bewegung in den australischen Arbeiterdemokratien oder die staatliche Neuschaffung kleinbäuerlicher, sich sofort einem imposanten Genossenschaftsorganismus angliedernder Familienwirtschaften in Dänemark nicht mindestens im selben Grad die Negation kapitalistischer Lohnarbeit als die Verstaatlichung einer Eisenbahn, eines großindustriellen Unternehmens oder die Begründung einer konsumgenossenschaftlichen Fabrik? Ist sie nicht die Erfüllung des sozialen Klassenideals der landwirtschaftlichen Arbeiter, nicht in Dänemark geradezu Resultat eines erfolgreichen *Klassenkampfes* dieser Arbeiter, kurz Sozialismus in seiner dem Wesen der Landwirtschaft angepaßten Gestalt? *Weshalb* sollen wir also nicht als *Sozialisten* die äußere wie die innere Siedlungskolonisation unterstützen und fördern? Es ist auch nicht richtig, daß die Neuansetzung klein- und mittelbäuerlicher Eigentümer, wie uns so oft von agrarmarxistischer Seite eingewendet wird, die Vergesellschaftung der großgewerblichen Produktionsmittel und damit die Herausbildung einer wesentlich sozialistischen Gesellschaftsordnung unmöglich macht. Dieser Einwand rechnet nicht mit den wichtigen Gebilden, durch die sich die Landwirte aus eigener Initiative dem neuen Zeitalter organisierten Wirtschaftslebens anzupassen suchen, und die, in sich selbst einen Ausgleich zwischen Individualismus und Sozialismus darstellend, dereinst die individualistische Bauernschaft dem vorwiegend sozialistischen Gesamtwirtschaftsleben angliedern könnten. Wir sehen das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, ganz entgegen den Prophezeiungen K. Kautskys in seiner *Agrarfrage*, nicht nur in den westeuropäischen Bauerngebieten sich mächtig entfalten. Auch im Westen der Vereinigten Staaten greift es

um sich, und bei den Gartenfarmern Kaliforniens hat es sogar eine seiner bisher höchsten und reifsten Entwicklungsstadien erklommen.²¹⁾ Ja sogar in Rußland graben die ländlichen Kredit-, Einkaufs- und Absatzgenossenschaften den *Kulaks* und den Dorfkrämern, deren verderbliches Treiben uns gerade Stepniak so beredt geschildert hat, immer mehr das Wasser ab. Wir können es uns daher ganz gut denken, daß die in allen Bauernländern kräftig wachsenden landwirtschaftlichen Genossenschaften das Zwischenglied bilden werden, durch das sich die bäuerlichen Eigentümer in den Kosmos der künftigen überwiegend gemeinwirtschaftlichen Gesellschaft einordnen werden. Die Zunahme und Erstarkung der bäuerlichen Eigentümer über das Antlitz der ganzen Erde hin braucht uns Sozialisten also wirklich nicht zu schrecken. Und Genosse Gerhard Hildebrand als Verteidiger des bestehenden bäuerlichen Eigentums und Befürworter der Neuschaffung bäuerlicher Grundbesitzer auf dem Weg der Innen- und Außenkolonisation brauchte wahrhaftig nicht ausgeschlossen zu werden; denn die von ihm empfohlene Politik ist zwar nicht mit dem Süßheimschen Staatsroman der »einheitlichen und geschlossenen Regelung der gesamten Produktion durch die nichts besitzende und alles beherrschende Klasse«, aber mit jedem einigermaßen verständlich konzipierten sozialistischen Zukunftsstaatsideal wohl vereinbar.

Aber nicht um solcher Zukunftsgedanken willen habe ich die obigen Untersuchungen angestellt sondern vor allem um einer dringlichen Aufgabe der Gegenwart zu dienen, deren Wichtigkeit in der deutschen Sozialdemokratie noch immer nicht voll erkannt ist. Die 3 Weltreiche, Rußland, England mit seinen Kolonien und die Vereinigten Staaten, überziehen halbe Erdteile mit Bauernhöfen und in ihrem Gefolge mit Dörfern und aufblühenden Städten und legen damit die starken Fundamente für Reichtum und Macht ihrer nationalen Zukunft. Will Deutschland von diesen Staatenkolossen nicht erdrückt werden, so muß es, da es für seinen Menschenzuwachs jungfräulichen Siedelungsboden zurzeit nicht besitzt, wenigstens seine östlichen Großgüterdistrikte, wo heute meistens weniger Menschen leben als zur Zeit des französischen Kriegs, mit Bauernhöfen und entwicklungsfähigen Landarbeiterstellen von der Saale und dem Harz bis zur russischen Grenze übersäen. Zu solchen Befürchtungen um unsere Großmachtposition gesellt sich die Sorge um unsere Industriezukunft. Man braucht in dieser Beziehung nicht die unheilkündenden Voraussagen Hildebrands zu unterschreiben. Aber schon eine ganz naheliegende handelspolitische Erfahrung der letzten Jahre sollte uns zu denken geben. Die englischen Selbstverwaltungskolonien, einst willige Abnehmer deutscher Industriewarenexporte, gewähren dem Mutterland steigende Vorzugszölle²²⁾, und die Annahme, auch der letzte große Freihandelsstaat

²¹⁾ Siehe Schippel *Gompers, Taft und der amerikanische Bund der Landwirte* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 2. Band, pag. 671 ff., und Kaumanns (landwirtschaftlicher Sachverständiger des Deutschen Reichs) *Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in den Vereinigten Staaten in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft*, 1912, pag. 53 ff. Einen erfolgreichen Appell zu verstärkter genossenschaftlicher Betätigung hat neuerdings Sir Plunkett, der Organisator der landwirtschaftlichen Genossenschaften und überhaupt der agrarischen Regeneration Irlands und zugleich angesehener Bürger der Vereinigten Staaten im Rooseveltischen *Outlook* und in seinem Buch *The Rural Life Problem of the United States* / New York 1910/, pag. 83 ff., an die amerikanischen Farmer gerichtet.

²²⁾ Nach dem *Tariff Reformer's Pocket-Book* / London 1912/, pag. 77 ff., beträgt die Bevorzugung, die britische Importe genießen, zur Zeit in Kanada rund 33 1/2 %, in Kapland und in Natal rund 25 1/2 %, in Australien rund 13 1/2 % und in Neuseeland, das aber gewisse Güter nicht britischer Herstellung mit einem Zuschlagszoll belegt, 10 1/2 %.

könnte samt seiner reichen Kronkolonie Indien zur Schutzzollpolitik übergehen, war kaum jemals so begründet wie in der Gegenwart. Will das deutsche Volk die aus diesem Anlaß schon erlittenen oder ihm noch bevorstehenden Verluste wettmachen, so muß es seinen innern Markt stärken, wozu die Schaffung einer aufnahme- und zahlungsfähigen kleinen und mittlern Bauernschaft im deutschen Osten eines der sichersten und wirksamsten Mittel ist. Schon hieraus dürfte auch den deutschen Industriearbeitern in ihrer Produzenteneigenschaft ein nicht zu unterschätzender Nutzen erwachsen. Unmittelbare und wohl noch höhere Vorteile aber würde ihnen eine verstärkte Binnensiedelung in den Rittergüter- und Großbauerngebieten dadurch bringen, daß sie zahlreichen Landarbeitern, Landhandwerkern und Bauernkindern auf dem platten Land selbst Chancen bessern Fortkommens eröffnet und sie dadurch vom städtischen Arbeitsmarkt fernhält, auf dem sie andernfalls als lohndrückende Zuwanderer aufgetreten wären. Das bei Fortdauer der heutigen Landflucht schwierige Werk der Hochhaltung und Steigerung der Löhne könnte also den Gewerkschaften wesentlich erleichtert werden, wenn ihre Lohnpolitik in einer verständigen Landpolitik der arbeiter- und bauernfreundlichen Parteien die nötige Ergänzung fände. Nicht weniger würden die in Industrie, Handel und Verkehr beschäftigten Arbeiter und Angestellten als Konsumenten von einer beschleunigten Binnenkolonisation profitieren. Alle Sachverständigen sind sich darüber einig, daß neben der Aufhebung der Futtermittelzölle und der Kultivierung der Moore und Ödländereien die Umwandlung von Rittergütern in Bauerndörfer das nächstliegende und am meisten erfolgversprechende Mittel ist die Erzeugung von Fleisch, Milch, Butter, Käse, Eiern, Obst und Gemüse zu steigern und der andernfalls zu befürchtenden weitem Erhöhung der Preise dieser und anderer Lebensmittel entgegenzuwirken. Auch unser Parteivorstand und unsere Reichstagsfraktion haben sich bekanntlich dieser wohlbe gründeten Überzeugung aller Sachkenner im letzten Reichstagswahlauf ruf (leider nicht auch in ihren Kundgebungen aus Anlaß der gegenwärtigen Fleis chteuerung) angeschlossen, und am 8. August dieses Jahres forderte auch der *Vorwärts* als Abhilfe gegen die Fleischteuerung dieses Hochsommers und Herbstes »innere Kolonisation, wie wir sie verstehen«. Nur Genosse K. Kautsky fuhr unentwegt fort in seiner Zeitschrift den Kampf gegen den bäuerlichen Betrieb und Besitz führen zu lassen²³⁾ und der wachsenden Zahl einsichtiger Parteigenossen, die die innere Siedelung von Parteiwegen gefördert wissen wollen, seinen doktrinären Widerspruch entgegenzustellen. Unter anderem bekämpfte er sie mit folgendem Argument:

»Solange noch die feudale Landwirtschaft herrschte, war die Aufteilung der großen Güter unter die kleinen Bauern und Landarbeiter eine revolutionäre Maßregel [?]. Sie verwandelt sich in ihr Gegenteil und wird zu einem Hilfsmittel der schwärzesten Reaktion [!] dort, wo kapitalistische Wirtschaft besteht und damit die Möglichkeit des Übergangs zu genossenschaftlicher, das heißt sozialistischer Produktion.«²⁴⁾

Gegenüber solchen seltsamen Sätzen hielt ich es für meine Pflicht einmal etwas gründlicher zu untersuchen, ob denn irgendwo in den großen Reichen mit kapitalistischer Wirtschaftsweise Tendenzen zu einem Übergang der Landwirtschaft zur sozialistischen Produktion im Sinn K. Kautskys erkennbar sind, und ob die

²³⁾ Siehe beispielweise erst vor kurzem Andréé *Noch einmal die Eifelbauern* in der *Neuen Zeit*, 1911-1912, 2. Band, pag. 954 ff.

²⁴⁾ Siehe Kautsky *Der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft* in der *Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 417.

Zerschlagung westamerikanischer Bonanzweizenfarmen, die Aufteilung australischer und neuseeländischer Schafweidelatifundien und die staatliche Kleinbauern- und Landarbeiteransiedlung im freiheitliebenden Skandinavien wirklich »Hilfsmittel schwärzester Reaktion« sind. Sollten sie nicht viel eher die Wege zu wirtschaftlichen und politischen Fortschritten geöffnet haben? Und sollten nicht vielleicht auch in Preußen und Deutschland von der innern Kolonisation gleich günstige Wirkungen zu erwarten sein? Oder ist etwa einzig und allein bei uns zu Hause, um ein anderes Diktum K. Kautskys aufzuspießen, »die künstliche Vermehrung der Kleinbetriebe auf dem platten Land« das beste Mittel »die Geschäfte der giftigsten und tückischsten Feinde des Proletariats zu besorgen«? Glücklicherweise beginnen die Parteigenossen diese Fragen schon anders zu beantworten als unsere Agrar**marxisten** und Gegner der innern und äußern Kolonisation, und K. Kautsky und die Seinen werden den Sieg der bessern Sachkunde und Einsicht auch durch eine ganze Ära von Ausschlüssen nicht mehr lange aufhalten können.

XX

EDMUND FISCHER . DER KLASSENKAMPF



AS ist ein Klassenkampf? Über diese scheinbar so einfache Frage scheinen sich die wenigsten derjenigen im klaren zu sein, die dieses Wort am meisten anwenden. Es gibt Parteigenossen, die keinen Satz schreiben oder reden können, ohne mindestens einmal von *Klassen, Klasseninteresse* oder *Klassenkampf* zu sprechen. Aber es muß als ausgeschlossen gelten, daß sie sich jemals die Mühe gemacht haben zu untersuchen, was eigentlich darunter zu verstehen ist. Andernfalls könnten sie unmöglich diese Ausdrücke so verkehrt anwenden wie es meistens geschieht. Daß es soziale Klassen und Klassenkämpfe gibt, daß das Proletariat eine Klasse bildet, mit bestimmten Klasseninteressen und Klassenzielen, die es im Kampf gegen die Kapitalistenklasse zu vertreten hat, liegt klar zutage, und das leugnet auch kein Mensch mehr. Aber wenn alles das Klasseninteressen und Klassenkämpfe wären, was eine Anzahl Parteigenossen als solche bezeichnen, dann wäre das ganze menschliche Leben von der Geburt bis zum Grabe nichts als ein Klassenkampf, und alle Erscheinungen und Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft würden nur aus Klasseninteressen entstehen und gepflegt werden: Kunst und Wissenschaft, Verkehrseinrichtungen und Krankenhäuser, Fleischbeschau und Waisenpflege usw. Allen Ernstes wurde diese Auffassung ja auch vor 4 Jahren von einem der *radikalen* Wortführer in der *ap*-Korrespondenz vertreten, wo es unter anderm hieß:

»Weshalb baut der Staat Eisenbahnen und andere Verkehrsmittel? Etwa damit das ganze Volk bequem reisen kann? Die Proletarier müssen sich rasch und billig von einem Ort zum andern begeben können, um sofort massenhaft zur Hand zu sein, wo die Produktion ihrer bedarf . . . Weshalb baut der Staat Spitäler, in denen die Armen kostenlos gepflegt werden? Etwa aus Mitleid mit den kranken Proletariern? Die künftigen Ärzte haben an einer rein theoretischen Ausbildung nicht genug; sie brauchen zu ihrer praktischen Ausbildung Erfahrung, also Demonstrations- und Versuchsmaterial, das ihnen in den Krankenhäusern die kranken Proletarier liefern . . . Weshalb baut der Staat Schulen? Etwa weil er den Arbeiterkindern die Schätze des Wissens und der Kultur zugänglich machen und sie zu allseitig gebildeten Menschen erziehen will? Die Bourgeoisie braucht in ihren Lohnarbeitern eine gewisse Elementarbildung und Intelligenz . . . «¹⁾

¹⁾ Siehe meinen Artikel *Zur politischen Entwicklung Deutschlands* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1908, 3. Band, pag. 1640.

Dieser geradezu haarsträubende Unsinn wurde von einer ganzen Anzahl Parteiblätter abgedruckt: ein Beweis dafür, welche Verwirrung die *Nichts-als-Klassenkampf*-Theorie angestiftet hat, nach der sich alles, was entsteht, und noch mehr, aus den Klasseninteressen der herrschenden Kapitalistenklasse erklären und jedes sozialpolitische oder allgemein kulturelle Wirken ein Klassenkampf sein soll. Der Ausschluß Hildebrands wurde auf dem Parteitag in Chemnitz auch damit motiviert, dieser stehe nicht auf dem Boden des Klassenkampfs, obwohl Hildebrand ausdrücklich konstatierte, daß es ihm nie eingefallen sei den Klassenkampf zu leugnen oder abzulehnen; er halte den Klassenkampf für etwas, worüber man gar nicht zu reden brauche, der Kampf der Arbeiterklasse gegen die Klasse der Kapitalisten sei vorhanden, sei notwendig, selbstverständlich. Wie kann aber nun ein Parteigenosse den Boden des Klassenkampfs verlassen, der den Klassenkampf so anerkennt und sich mitten unter die Arbeiter stellt, um am Klassenkampf teilzunehmen? Das annehmen kann man doch nur aus einer Anschauung heraus, nach der jedes Wirken für die Arbeiter ein *Klassenkampf* sein soll, und jeder Sozialdemokrat verpflichtet sein müßte in jedem Satz mindestens einmal vom Klassenkampf zu reden.

Nur in diese Klassenkampftheorie paßt auch die Auffassung des Genossen Paul Göhre über die Konsumvereine, was seine Erwiderung auf meinen Artikel über Genossenschaft und Klassenkampf noch deutlicher zeigt als sein Buch über die deutschen Konsumvereine.²⁾ Göhre wird es gewiß (und mit Recht) weit von sich weisen zu jener Art von Klassenkampftheoretikern gezählt zu werden, die ich weiter oben gekennzeichnet habe, und deren Vorhandensein er wohl zugehen wird. Aber daraus ergibt sich nur wieder, daß die Begriffe *Klasse*, *Klasseninteresse*, *Klassenkampf* völlig ungeklärt sind und sie ein jeder nach seiner eigenen Auffassung anwendet und schließlich mißbraucht. Genosse Adolph von Elm hat die Deduktionen Göhres zwar schon treffend widerlegt,³⁾ soweit sie sich auf die Genossenschaften und Gewerkschaften beziehen. Auch ist das Klassenkampfproblem in den *Sozialistischen Monatsheften* schon oft behandelt worden;⁴⁾ aber durch den Parteitagsbeschluß gegen Hildebrand hat es von neuem ein aktuelles Interesse bekommen. Denn wenn die Anschauung Göhres richtig wäre, daß die Konsumvereine Klassenkampforganisationen seien, müßte von nun an jeder aus der Partei ausgeschlossen werden, dessen Auffassung sich in entgegengesetzter Richtung bewegt, und der an dem Ausbau der Genossenschaften mit dem Bewußtsein arbeitet, daß diese keine Klassenkampforganisationen sind und auch nicht sein sollen. Deshalb muß noch einiges darüber gesagt werden.

Göhre meint, auf die Frage, was eine Sache oder Organisation zu einem

²⁾ Siehe Göhre *Klassenkampf und Genossenschaft* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 2. Band, pag. 921 ff.

³⁾ Siehe von Elm *Jedem das Seine!* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 1175 ff.

⁴⁾ In den *Sozialistischen Monatsheften* erschienen über diese Frage unter andern folgende Arbeiten: Bernstein *Parteien und Klassen*, 1902, 2. Band, pag. 850 ff., *Klasse und Klassenkampf*, 1905, 2. Band, pag. 854 ff., *Gewerkschaftskampf und Klassenkampf*, 1905, 2. Band, pag. 931 ff., *Vom Klassenkampf*, 1906, 2. Band, pag. 548 ff., *Die Kolonialfrage und der Klassenkampf*, 1907, 2. Band, pag. 988 ff., *Klassenpolitik und Gefühlspolitik*, 1908, 2. Band, pag. 653 ff., *Der Klassenkampf und der Fortschritt der Kultur*, 1911, 3. Band, pag. 1164 ff.; Brिंगmann *Klassenkampf, Partei und Gewerkschaft*, 1906, 2. Band, pag. 780 ff.; Döblin *Tarifvertragspolitik und Klassenkampf*, 1908, 2. Band, pag. 720 ff.; Kampfmeier *Der Klassenkampf und der Kulturfortschritt*, 1903, 2. Band, pag. 667 ff., *Vom Klassenbewußtsein und vom Klassenkampf*, 1903, 2. Band, pag. 825 ff., *Kultursolidarität und Klassenkampfgedanke* 1910, 3. Band, pag. 1189 ff.; Leipart *Die gewerkschaftliche Praxis und der Klassenkampfgedanke* 1906, 2. Band, pag. 642 ff.

Klassenkampfmittel mache, gäbe es nur eine Antwort: »die Tatsache, daß sie von einer um ihre Befreiung und Emporentwicklung ringenden Klasse benutzt wird, um im Kampf gegen die sie unterdrückende Klasse ihre Unabhängigkeit und Gleichberechtigung zu erreichen.«⁵⁾ Und der selbe Göhre, der so leichtthin die Frage des Klassenkampfes erklären will, wirft mir vor, daß ich bei meiner Polemik »an der Oberfläche der Dinge haften« bleibe. Leichter kann man sich die Antwort auf die gestellte Frage wahrlich nicht machen als es Göhre getan hat. Zunächst müßte Göhre erst einmal erklären, was er unter einer Klasse versteht. Wie ungeklärt selbst noch diese Frage ist, und wie weit die Anschauungen hierüber auseinandergehen, hat Eduard Bernstein vor einigen Jahren gezeigt.⁶⁾ Bestimmt die ökonomisch-soziale Lage oder das sozialpolitische Wollen eine Klasse? Nach der materialistischen Geschichtsauffassung müßte die ökonomisch-soziale Lage das Bestimmende sein; aber im *Kommunistischen Manifest* wird von Karl Marx und Friedrich Engels als »nächster Zweck« der Kommunisten »Bildung des Proletariats zur Klasse« bezeichnet. Hier erscheint also das ökonomisch-sozial schon bestimmte Proletariat nicht schlechthin als Klasse sondern wird erst durch Organisierung, die nur auf Grund eines bestimmten Wollens möglich ist, zu einer solchen. Mit Recht betont aber Bernstein, daß das wissenschaftlich sehr anfechtbar sei und logisch nicht im Einklang mit der Lehre stehe, die das sozialpolitische Wollen aus der ökonomischen Lage ableitet, es bei größeren Massen durch diese bestimmt sein läßt. Nicht dadurch, daß er dieses oder jenes will, dieser oder jener Verbindung angehört, wird jemand Mitglied einer bestimmten Gesellschaftsklasse, sondern dadurch, daß er sich dauernd in einer bestimmten ökonomischen Lage oder vielmehr Stellung befindet. Auch der unorganisierte Lohnarbeiter gehört der Klasse der Lohnarbeiter respektive dem Proletariat an. So meint es gewiß auch Göhre. Seine Klassenkampftheorie geht aber dann in die Brüche. Denn das für jede Krämerpolitik eintretende Zentrum erscheint dann als eine Organisation der Arbeiterklasse, weil die meisten seiner Anhänger Arbeiter sein dürften. Die schlimmsten Feinde der Konsumvereine, der Göhreschen *Klassenkampforganisation*, sind dann aber auch nicht die Unterdrücker der Arbeiter, die Kapitalisten, sondern ein Teil der Arbeiter selbst. Und der Klassenkampf der Konsumvereine bestände darin, daß Arbeiterklasse gegen Arbeiterklasse kämpft.

Nehmen wir aber einmal den Begriff *Klasse* als etwas an, was zweifelsfrei ist. Die Arbeiter bilden eine festumgrenzte Klasse. Jede Sache soll dann, so behauptet Göhre, ein Klassenkampfmittel und jede Organisation eine Klassenkampforganisation werden, sobald sie von einer um ihre Befreiung und Emporentwicklung ringenden Klasse benutzt wird, um im Kampf gegen die sie unterdrückende Klasse ihre Unabhängigkeit und Gleichberechtigung zu erreichen. Eine der ersten Vorbedingungen zur Emanzipation der Arbeiterklasse ist nun ohne Zweifel die Bildung der Arbeiter. Die Sozialdemokratie legt auch aus diesem Grund den allergrößten Wert auf die Verbesserung der Volksschulen, auf Einrichtungen zur Weiterbildung der Arbeiter, auf Organisationen, die sich zur Aufgabe machen die Arbeiter wissenschaftlich auszubilden und zum Kunstverständnis zu erziehen. Diese Bildungseinrichtungen dienen der Arbeiterklasse dazu, um »im Kampf gegen die sie unterdrückende Klasse ihre

⁵⁾ Siehe Göhre, loc. cit., pag. 922.

⁶⁾ Siehe Bernstein *Vom Klassenkampf* in den *Spezialistischen Monatsheften*, 1906, 2. Band, pag. 548 ff.

Unabhängigkeit und Gleichberechtigung zu erreichen«. Bildung ist Macht: seit Jahrzehnten wird das den Arbeitern verkündet. Aber ist deshalb die Volksschule etwa da, wo ihre Einrichtung von Sozialisten bestimmt wird (wie es in der Schweiz und auch anderwärts vereinzelt der Fall ist), eine Klassenkampforganisation oder ein Klassenkampfmittel? Sind die Bildungsvereine der Arbeiter, die Arbeiterkurse, Volksbühnen, Arbeitersingakademien usw. *Klassenkampforganisationen*? Sie alle arbeiten an der Emanzipation der Arbeiterklasse, am Aufbau des Sozialismus. Die Feinde der Arbeiterkonsumvereine sind in der Regel auch die Feinde dieser Bildungseinrichtungen der Arbeiter und bezeichnen sie (um sie zu verdächtigen) ebenso als Klassenkampforganisationen wie die Konsumvereine. Ja, die Bildungsvereine der Arbeiter waren viel mehr Verfolgungen und Schikanen ausgesetzt gewesen als die Konsumvereine. Deshalb sind sie aber doch keine Klassenkampforganisationen, ebensowenig wie die Konsumvereine.

Nicht anders ist es aber auch mit den meisten anderen Dingen oder Organisationen, die von der Arbeiterklasse benutzt werden, um ihre Unabhängigkeit und Gleichberechtigung zu erreichen. Wenn in einem großen Streik die gesamte kapitalistische Welt zusammenhält, um die Arbeiter niederzuringen, die selber die ganze Arbeiterklasse auf ihrer Seite haben, so ist das ein Klassenkampf. Aber soll das auch ein Klassenkampf sein, wenn etwa die Friseurgehilfen einer kleinen Stadt in den Ausstand treten, weil die Prinzipale ihnen die Sonntagsruhe verweigern? Kapitalistische Betriebe gibt es im Friseurgewerbe nur vereinzelt in Großstädten, die Friseurprinzipale sind zum größten Teil arme Teufel, die dem Proletariat am nächsten stehen. Wenn man aber auch die Handwerker als eine besondere Klasse betrachten will, so bilden doch zweifelsohne die Friseurprinzipale nicht allein eine Klasse; im Interesse der Handwerkerklasse kann die Ablehnung der Sonntagsruhe aber nicht liegen, weil diese in den anderen Berufen bereits durchgeführt ist. Was macht dann einen solchen Streik zum Klassenkampf, wenn sich gar nicht zwei Klassen gegenüberstehen? Wenn jeder Streik ein Klassenkampf sein soll, dann wäre es auch ein Klassenkampf, wenn die Lagerhalter der Konsumvereine Forderungen aufstellen, oder die Schriftsetzer einer sozialdemokratischen Zeitungsdruckerei Lohndifferenzen mit der Geschäftsführung auskämpfen, was ja schon mehrfach dagewesen ist. Man nehme aber auch einmal folgendes Beispiel an: Die Schuhmachergehilfen in Basel treten in den Ausstand, weil die Schuhmachermeister ihre Forderungen abgelehnt haben. Da in Basel 90 % der Bevölkerung dem Konsumverein angehört, kann man annehmen, daß die Schuhmachermeister auch Konsumvereinsmitglieder sind. Nach Göhre wären sie also Klassenkämpfer des Proletariats. Wenn dieser Streik ein Klassenkampf sein soll, dann sind sie aber auch Klassenkämpfer gegen das Proletariat! Ist aber nicht jeder Streik ein Klassenkampf, und macht nicht das Streiken an sich die Gewerkschaften zu Klassenkampforganisationen, was denn sonst? Weshalb sollen früher, wie Göhre behauptet, die christlichen Gewerkschaften Klassenkampforganisationen gewesen sein und jetzt nicht mehr? Ein sozialistisches Ziel haben die christlichen Gewerkschaften auch früher nicht gehabt. Göhre kann demnach nicht meinen, daß das sozialistische Ziel die Gewerkschaften zu Klassenkampforganisationen mache. In der Tat stellen die Gewerkschaften auch nicht den Sozialismus als ihr Ziel auf, sie verpflichten ihre Mitglieder nicht zu einem sozialistischen Streben. Wer seinen Beitrag

zahlt und sich den Beschlüssen fügt, kann Mitglied einer freien Gewerkschaft sein, ob er gläubiger Christ, Anhänger einer liberalen Partei, Monarchist oder Sozialist ist. Aber nach der sozialistischen Lehre bringt doch nur der Sozialismus die Unabhängigkeit und Gleichberechtigung der Arbeiter.“ In der kapitalistischen Gesellschaft wird der Arbeiter sozial stets abhängig sein. Die Gewerkschaften erstreben also gar nicht einmal die Unabhängigkeit und Gleichberechtigung der Arbeiter sondern nur gute Arbeits- und Lebensverhältnisse in der kapitalistischen Gesellschaft. Selbst nicht einmal nach den Deduktionen Göhres könnten sie also Klassenkampforganisationen sein. Früher, als die Sozialdemokratie am *radikalsten* und *marxistischsten* war, galten die Gewerkschaften auch keineswegs als Klassenkampforganisationen. Und wer noch vor 10 Jahren behauptet hätte, auch die Konsumvereine wären Klassenkampforganisationen, es wäre also ein *Klassenkampf*, wenn man im Konsumverein Kaffee, Zucker und Pfeffer kauft, der wäre für reif erachtet worden — einer Mittelstandsorganisation beizutreten. Das alles schließt nicht aus, daß die Gewerkschaften auch Klassenkämpfe führen. Aber sie sind nicht ausschließlich Klassenkampforganisationen, weil nicht alle ihre Kämpfe Klassenkämpfe sind. Wie absurd es ist alle Interessen- oder Ideenkämpfe als Klassenkämpfe zu bezeichnen, zeigt sich aber am deutlichsten gerade bei den Konsumvereinen. Selbstverständlich arbeiten die Konsumvereine im Interesse der Arbeiterklasse und dienen der Emanzipation des Proletariats. Aber die Konsumvereine arbeiten auch im Interesse der Kapitalistenklasse. Denn der Fabrikbesitzer, also auch jeder Kapitalienbesitzer, hat zweifellos ein Interesse daran, daß die Arbeiter ihre Lebens- und Bedarfsartikel billig einkaufen und dadurch mit dem Lohn besser auskommen. Das ist der Grund, weshalb sehr viele Fabrikbesitzer die Arbeiterkonsumvereine begrüßen und auch gegen Anfeindungen unterstützen, ihnen jedenfalls aber kein Hindernis in den Weg legen. Wenn die Konsumvereine nun Klassenkampforganisationen wären, dann führten sie den Klassenkampf mit Hilfe und Unterstützung der Kapitalistenklasse, das heißt derjenigen Klasse, die doch eigentlich als die die Arbeiter *unterdrückende Klasse* in Betracht kommt.

Jene Klassenkampftheorie, nach der alle politischen und wirtschaftlichen Kämpfe Klassenkämpfe, alle politischen, wirtschaftlichen, kommunalen usw. Interessengegensätze und alle politischen Meinungsverschiedenheiten auf Klassengegensätze zurückzuführen seien, hat nur einen Sinn, wenn man sich auch jene quasimarxistische Lehre zu eigen macht, nach der sich die Gesellschaft in die zwei streng abgegrenzten Klassen teilt, von der eine jede darauf bedacht ist ihr Klasseninteresse zu wahren, und die daher im erbittertsten Kampf stehen: Kapitalisten und Proletarier. Danach herrscht heute die Kapitalistenklasse, und alles, was entsteht, in der Gesetzgebung, in den Kommunen, im ganzen gesellschaftlichen Leben, dient nur der Kapitalistenklasse: Sozialpolitik und Kommunalsozialismus, Eisenbahnen und Krankenhäuser, Tarifvertrag und Gewerbebericht usw. Für das Proletariat ist nichts, gar nichts zu erhoffen, solange es nicht die politische Macht erobert hat. Seine Aufgabe besteht danach auch lediglich darin die große soziale Revolution vorzubereiten, den letzten großen Klassenkampf, der die Entscheidung bringen muß. Rosa Luxemburg predigt das den Arbeitern, und man muß ihr zugeben, daß sie und ihre Anhänger die einzigen konsequenten Vertreter der *Nichts-als-Klassenkampf-Theorie* sind. Wer aber auf dem Boden der Entwicklung steht, wer einen

Fortschritt auch in der heutigen Gesellschaft anerkennt, der kann unmöglich alles Werden auf Klassenkämpfe zurückführen, unmöglich in jedem Ideenkampf oder Interessenstreit einen Klassenkampf sehen. Er müßte denn der Meinung sein, daß die Kapitalistenklasse so blödsinnig dumm sei, daß sie sich selbst bekämpfe, ohne es zu merken, und die Kapitalisten auch aus diesem Grund die Konsumvereine unterstützen: die gegen sie selbst gerichteten Klassenkampforganisationen des Proletariats.

Niemand bestreitet, daß Klassenkämpfe stattfinden. Aber die Klasse der Kapitalisten oder Besitzenden ist nur ein relativ kleiner Teil der Bevölkerung, während das *Bürgertum*, das heißt der dem Proletariat und seinen sozialistischen Bestrebungen feindlich oder gleichgültig gegenüberstehende Volksteil, keine einheitliche Klasse mit einheitlichen Klasseninteressen oder -zielen bildet. Ein Klassenkampf kann aber doch nur da stattfinden, wo Klasseninteresse gegen Klasseninteresse steht, Klasse gegen Klasse kämpft. Das ist bei bestimmten großen Kämpfen der Fall. Aber viel mehr politische Kämpfe sind Ideenkämpfe, wirtschaftliche Kämpfe, Interessenkämpfe, in denen sich keine Klasseninteressen gegenüberstehen sondern verschiedene Auffassungen oder Interessen einzelner Gruppen oder oft nur Personen. So sind die meisten Kämpfe in den Gemeindeparlamenten, in den Landesparlamenten und im Reichstag keine Klassenkämpfe, und auch nicht alle Streiks. Andernfalls wäre ja, wie schon bemerkt, in der kapitalistischen Gesellschaft für die Arbeiter gar nichts zu erreichen, weil die herrschenden, besitzenden Klassen nur Gesetze und Einrichtungen schufen, die lediglich in ihren Klasseninteressen liegen und die den Interessen der Arbeiter entgegengesetzt sind.

In seinen Erläuterungen zum Erfurter Programm schreibt K. Kautsky, »daß die Verdrängung der kapitalistischen durch die sozialistische Produktion nicht bloß im Interesse der Besitzlosen und Ausgebeuteten liegt sondern auch im Interesse der ganzen gesellschaftlichen Entwicklung, damit aber im gewissen Sinne sogar im Interesse der Besitzenden und Ausbeuter«⁷⁾, die danach also nur zu dumm sind, um ihr eigenes Interesse zu begreifen, andernfalls würden sie selbst für den Sozialismus eintreten. Hieraus könnte man schließen, daß die Arbeiter eigentlich nur gegen die Dummheit zu kämpfen hätten. Aber der Augenschein lehre, meint K. Kautsky ferner, »daß die große Masse der Besitzenden und Ausbeutenden dem Sozialismus nicht nur zweifelnd und mißtrauisch sondern sogar in erbittertster Feindschaft gegenübersteht«. Denn die wohlthätigen Folgen des Sozialismus für die Reichen lägen in weiter Ferne, während sie unmittelbar durch die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln nichts gewinnen könnte. Ein materielles Interesse bewegt also zwar die Besitzenden sich den Sozialisten entgegenzustellen. Aber die vernünftigen Kapitalisten müßten eigentlich dennoch Sozialisten werden. Denn »auch diese leiden unter den Widersprüchen, welche die moderne Produktionsweise zeitigt. Die einen von ihnen verkommen in Trägheit, die anderen reihen sich in atemloser Hetzjagd nach dem Profit auf, und über ihnen allen schwebt stets das Damoklesschwert des Bankrotts, des Versinkens im Proletariat.« Es bleibt also dabei, daß der Kampf gegen die Besitzenden eigentlich ein Kampf gegen die Unvernunft ist. Aber weil nun einmal diese unvernünftigen Kapitalisten auf dem Boden des Privateigentums von Produktionsmitteln stehen bleiben, kann die Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaft in eine

⁷⁾ Siehe Kautsky *Das Erfurter Programm* / Stuttgart 1892, pag. 178.

sozialistische nur das Werk der Arbeiterklasse sein. »Diesen Kampf der Arbeiterklasse zu einem bewußten und einheitlichen zu gestalten und ihm sein naturnotwendiges Ziel zu weisen: das ist die Aufgabe der Sozialdemokratie«, so heißt es im Programm der deutschen Sozialdemokratie. Dieser Kampf wird zuvor als ein politischer bezeichnet, das Ziel ist der Sozialismus, der nicht erreicht werden kann, »ohne in dem Besitz der politischen Macht gekommen zu sein«. Wer auf diesem *Boden* steht, daß die Arbeiterklasse einen politischen Kampf führen müsse, um in den Besitz der politischen Macht zu gelangen und den Sozialismus gegen die Unvernunft und das egoistische Interesse der Besitzenden durchzuführen, steht auf dem *Boden des Klassenkampfes*. Hat es denn nun aber in der deutschen Sozialdemokratie jemals einen Genossen gegeben, der das etwa nicht täte? Der etwa auf dem Standpunkt der Utopisten stand, die die Durchführung des Sozialismus von einem mächtigen Fürsten oder dem guten Herzen reicher Leute und nicht vom Kampf der Arbeiter erwarteten? Eine solche Auffassung wäre vielleicht als eine *Preisgabe des Klassenkampfes* zu bezeichnen. Aber solche Ideen sind ja heute gar nicht mehr möglich und daher auch nirgends mehr zu finden.

Der Klassenkampf ist also nach unserm Programm der vom Proletariat gegen die Klasse der Besitzenden zu führende Kampf um die politische Macht. Weder die Gewerkschaften noch die Genossenschaften nehmen aber an diesem Kampf teil; sie haben ganz andere Aufgaben. Es kann aber auch ferner nicht bestritten werden, daß weit mehr Arbeiter und Nichtbesitzende überhaupt so unvernünftig sind vom Sozialismus nichts wissen zu wollen als Besitzende, die ja nur einen kleinen Teil der Bevölkerung bilden, weshalb die Sozialdemokratie weit mehr gegen Besitzlose als gegen Besitzende zu kämpfen hat. Und unsere Kämpfe für soziale Versicherungsgesetze, für Wohnungsreform, Säuglingsfürsorge, Mutterschutz usw. werden doch nicht geführt, um die politische Macht zu erlangen, sondern der Sache selbst wegen. Man kann zwar sagen, daß alle diese Dinge dazu beitragen den Klassenkampf, das heißt den Kampf der Arbeiter um die politische Macht zu stärken, weil der gesunde Arbeiter, der einen hohen Lohn und eine kurze Arbeitszeit hat, gegen Krankheit und Alter geschützt ist, Bildung besitzt und hohe kulturelle Ansprüche stellt, ein besserer Kämpfer sein kann als der kranke verelendete Arbeiter. Aber wenn alles, was in dieser Weise dem Klassenkampf dienlich ist, auch Teil des Klassenkampfes sein soll, dann wäre auch der Geburtsakt ein Klassenkampf: wenn der Arbeiter nicht geboren wird, kann er auch keinen Klassenkampf führen.

Man könnte dem Mißbrauch, der mit den Ausdrücken *Klasse*, *Klasseninteresse* und *Klassenkampf* getrieben wird, ruhig zusehen, da inhaltslose Schlagwörter sich um so eher abnutzen, je mehr sie gebraucht werden. Aber mit dem Unfug wird die sozialistische Bewegung geschädigt. Die genossenschaftliche Entwicklung muß gehemmt werden, wenn man die Genossenschaften zu Kampforganisationen der Sozialdemokratie stempeln will: zur Freude ihrer Gegner. Und wenn man in allen Reformbestrebungen einen Klassenkampf und Klassenkrieg sehen will, macht man das *Zusammenarbeiten* der Sozialdemokratie mit jenen nicht sozialistischen, aber auch zumeist nicht kapitalistischen Kreisen unmöglich, mit denen sie in vielen auf dem Weg zur Demokratie und zum Sozialismus liegenden Fragen sich zusammenfinden muß, weil ohne deren Unterstützung die Sozialdemokratie zurzeit und noch auf lange Zeit

hinaus nichts Großes und Durchgreifendes schaffen kann. Wer an eine demokratische und sozialistische Entwicklung glaubt, die nicht erst *am Tag nach der sozialen Revolution* beginnt, deren Anfänge sich vielmehr in den modernen Reformen zeigen, und wer überhaupt der Auffassung ist, daß sich Reformen, die dem Proletariat zugute kommen, auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft schaffen lassen, der muß deshalb in dem oben gekennzeichneten Usus eine Schädigung der sozialistischen und demokratischen Bestrebungen sehen und ihm nachdrücklichst entgegentreten. Damit verläßt man nicht den *Boden des Klassenkampfes*, daß man den Klassenkampf nicht da sieht, wo er gar nicht vorhanden ist. Aber man wird auch nicht dadurch zum Klassenkämpfer, daß man sich einbildet einen Klassenkampf zu führen, indem man seine Viktualien in einem Konsumverein kauft oder aber den ganzen Tag und nachts im Traum noch vor sich hin sagt: Klassenkampf, Klassenkampf, Klassenkampf. Und man schädigt das Proletariat in seinem Klassenkampf, wenn man ihm Gefahren und Hindernisse einredet, die gar nicht vorhanden sind, wie es dadurch geschieht, daß man vor a l l e seine Bestrebungen entgegengesetzte Interessen der herrschenden Klassen aufbaut, die nur durch einen siegreichen Klassenkampf überwunden werden können, auch wo es sich nur um die Überwindung der Unvernunft der eigenen Klassengenossen handelt.

XX
**ANDREAS SCHEU · DAS GENOSSENSCHAFTLICHE
 FAMILIENHEIM**



Ob wir es wollen oder nicht; ob uns der Gedanke anmutet oder befremdet; ob wir in krankhafter Verkennung unserer sozialen Instinkte uns dagegen sträuben, und ob die Überklugen der gangbaren öffentlichen Weisheit uns noch so eindringlich versichern, daß dergleichen der Menschennatur widerstrebe und daher *nie und nimmer* durchführbar sei: Die Einreihung des Familienhaushalts in die durch den Genossenschaftsgedanken zu befruchtenden Betriebe ist nicht länger hintanzuhalten. Die Entwicklung des modernen Städtewesens durch die Großindustrie und den Großhandel; der Zusammenschluß der durch diese geschaffenen sozialen Interessengruppen zu Verbänden; der Wucher im Grund- und Bodenbesitz sowie die wirtschaftliche Organisation der benachteiligten kleinen Kräfte: alles das drängt zur Neben- und Unterordnung des Individuums gegenüber den höheren Zwecken der Genossenschaftlichkeit.

Die geschlechtlich Alleinstehenden, Zerstreuten und Einzelbenachteiligten, kurz, die *Ledigen*, sehen sich bereits durch den mächtigen Zwang der Tatsachen in Reih und Glied getrieben, und das kooperative Ledigenheim beginnt Fleisch und Blut zu werden, um unter uns zu wohnen. Die Familie ziert sich noch (wenigstens in Deutschland), aber auch sie ist bestimmt den Weg aller Entwicklung zu gehen, und wir sehen, wie sie sich anschickt ihn zögernd zu betreten. Was ihren Schritt beschleunigen wird, das ist die sengende Glut gewisser sozialer Teilfragen, die allein und für sich nicht völlig gelöst werden können, weil sie zusammen das komplizierte soziale Problem ausmachen. Die kooperative Familienhaushaltung ist freilich nicht berufen dieses große Problem zu lösen, aber sie ist geeignet an dessen dauernder Entwirrung in der nahen Zukunft einen erheblichen Anteil zu nehmen. Schon heute kann sie dazu beitragen den Schäden des modernen Sittlichkeitszustandes den Stachel zu nehmen.

Die Motive, die bis jetzt die Pioniere einer kooperativen Familienheimkultur bewegen, sind vorwiegend ökonomischer und ethischer Natur. Die brennende Schmach der Wohnungsnot, die unwürdige Stellung der Frau, das Unbefriedigende der hauswirtschaftlichen Dienstverhältnisse und endlich der Druck der stetig steigenden Teuerung; alles das trägt dazu bei den leidenden Familienhäuptern die Frage einer Organisation des Haushaltswesens recht nahe zu legen. Daß das rein soziale Motiv, das dabei das mächtigste sein sollte, in den Anfängen dieser Bewegung noch keine hervorragende Rolle spielt, hat seinen Grund in Dingen und Verhältnissen, deren Erörterung außerhalb des Bereiches dieser Anregung liegt. Wohl aber darf es ausgesprochen werden, daß die Hypertrophie des Individualismus, an dem die deutsche Bourgeoisie in den letzten Jahrzehnten gelitten, sowie der kleinliche Sentimentalismus, an dem sie heute noch laboriert, daran mitschuldig sind.

Es gibt kaum eine Frage des großen gesellschaftlichen Problems, über die so viel gesprochen und geschrieben worden ist wie die des allgemeinen Wohnungselends. Und je umfangreicher sich die Literatur über diese Frage gestaltet, je höher sich die Makulaturberge der Kunde dieser modernen Gesellschafts-krankheit häufen, desto deutlicher wird uns der Beweis erbracht, daß die Mehrzahl der sich mit dem Studium des Übels Befassenden nicht imstande ist sich über das Niveau der althergebrachten Anschauungsweise zu erheben, und daher aussichtslos im Nebel des landläufigen Vorurteils umherirrt, ohne zu dem Punkt zu gelangen, von wo aus alles Gewünschte mit zwingender Logik sich von selbst ergibt und das gelobte Land zum Greifen nahe liegt. Weit aus die meisten Aspiranten stehen auf dem Standpunkt des persönlichen Unternehmergewinns mit dem Ausblick auf das Massenlogis, das heißt sie mühen sich ab zu zeigen, wie durch Verengung und Ineinanderschachtelung der erforderlichen Wohnräume ein Zustand des Zusammenwohnens großer Menschenmengen möglich sei, der sich für eine unternehmende Philanthropie notwendig rentieren müsse. Aus Rücksicht auf den Komfort der Zusammengepferchten sind freilich solche unternehmende Wohltäter bereit ihren eigenen Gewinn so mäßig wie nur möglich zu bemessen; aber trotzdem läßt sich die Wohnungsnot durch ein Beharren auf dem Prinzip, das sie in die Welt gebracht, nicht aus der Welt schaffen. Die Wohnungsfrage läßt sich in befriedigender Weise, das ist im Sinn der Freiheit, Gesundheit und Schönheit durch solche Versuche nicht lösen.

Wie ist nun das Beste in der Wohnungsfrage für die Mehrheit des Volkes, wenn nicht für alle, zu erreichen? Einzig und allein durch die Anwendung des genossenschaftlichen Prinzips auf den Bau von Wohnungen und auf die Organisation von gesamthaftenden Familienheimen. Die Vergesellschaftung der Produktion hat uns nicht nur gezwungen gemeinsam zu arbeiten; sie hat uns auch gezeigt, wie fruchtbar die Hervorbringung von Werten durch Teilung und Organisation der Arbeit gemacht werden kann. Die genossenschaftliche Konsumtion lehrt uns Sparsamkeit mit unseren beschränkten Mitteln (die Ökonomie der kleinen Kräfte) und macht diese in ermutigender Weise fruchtbar und ergiebig. Was hindert uns das genossenschaftliche Prinzip auf die Volkswohnung und die Familienhauswirtschaft anzuwenden? Warum nicht genossenschaftlich wohnen, genossenschaftlich wirtschaften und die Mußestunden unseres Lebens genossenschaftlich genießen?

Daß sich dabei wirtschaftlich große Ersparnisse erzielen ließen, liegt nach allem, was wir bisher in genossenschaftlicher Beziehung gelernt, auf der Hand. Ersparnisse nicht nur an Geld sondern auch an Raum und Zeit, an Mühe, Sorge und Kümmeris, kurz, an Energie. Es ist klar, daß der Aufwand von Geldmitteln, von Raum und Wirtschaftstätigkeit, der heute nötig ist, um 50 Familien in Einzelheimen notdürftig und kümmerlich zu versorgen, genossenschaftlich angewandt, hinreichen würde die selbe Familienzahl bequem, gesund und rationell zu behausen und zu beköstigen, daß größere, luftigere Schlafräume sowie Sammelsäle zum Einnehmen der Mahlzeiten wie zur Pflege der Geselligkeit beschafft werden könnten. Die Küche könnte reichhaltiger, die Reinigung der Wohnungen geschäftsmäßiger und wirksamer gemacht und die Arbeit wie die Verantwortlichkeit der kooperierenden Hausfrauen auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Der moderne Durchschnittsmensch dürfte allerdings geneigt sein den Gedanken als utopistisch zu verwerfen. Aber der Gedanke ist weder neu, noch hat er sich gegen den Anwurf der Utopie zu verteidigen. Zwar kann das ideal genossenschaftliche Heim allerdings nur eine Schöpfung zukünftiger Kulturmenschen sein, und was wir heute zuwege bringen können, sind nur Anfänge und Versuche, deren allfälliges Mißlingen uns nicht entmutigen sondern belehren und bessern soll, bis wir das schöne Ziel erreicht und die kameradschaftliche Heimstatt der sozialistischen Gemeinde auf mächtige, himmeltragende Grundsäulen gestellt haben. Aber selbst heute schon kann der genossenschaftlichen Kultur in hohem Maß die Schaffung freier und gesunder Heimstätten gelingen, in der die Familien des werktätigen Volkes ihre Energie wirtschaftlich sammeln und erhalten, ihre Neigungen veredeln, ihre Interessen als identisch erkennen, ihre Lebenshaltung erhöhen und sich dadurch völlig tauglich machen können an dem Werk der geistigen und sittlichen Umgestaltung des Staates die Führerrolle in allen Dingen zu übernehmen und zu behalten.

Das moderne Einfamilienhaus, das wir in mehr oder minder gelungener Nachahmung englischer Muster in Deutschland erstehen sehen, mag im Vergleich mit der großstädtischen Mietskaserne insofern eine Verbesserung sein, als es dem Eigner die segensreichen Vorteile von Land, Licht und Luft zu genießen ermöglicht, und ihn in einem gewissen Maße der Natur, der er entfremdet worden, zurückgibt. In sozialer Beziehung und im wirtschaftlichen Sinne ist es jedoch keine fortschrittliche Einrichtung, und wir sollten daher unsere Kräfte an das Bessere wenden. Daß die Engländer das Einfamilienhaus begünstigen, ist begreiflich. Sie sind nicht sparsam in den Mitteln und gewohnt zur Befriedigung ihrer Komfortbedürfnisse verschwenderisch auszuliegen. Des Engländer's Haus ist wohl seine Burg, allein es ist auch sein Gefängnis, für dessen Enge und Eintönigkeit er sich durch die Pflege eines ausgedehnten geselligen Klublebens zu entschädigen sucht. Wo der Engländer der Geselligkeit, dem Fortschritt und der Sparsamkeit huldigt (allerdings ein Ausnahmiszustand seiner geistigen Ökonomie), da wendet er sich der gemeinsamen Hauswirtschaft zu, wie das die klubartigen Einküchenpaläste Londons für die oberen und die neuesten Versuche der Gartenstadt für die mittleren und unteren Klassen beweisen. Und zwar hat diese Neigung nicht zum mindesten ihren Grund in der wachsenden Schwierigkeit gute Dienstboten zu bekommen, was bei dem immer lebendiger werdenden Wunsch der englischen Frau in öffentliche Tätigkeiten einzugreifen schwer ins Gewicht fällt. Sowenig nun auch die englische Dame der Mittelklasse sich durch ihre hauswirtschaftlichen Aufgaben in der Verfol-

gung ihrer persönlichen Sportzwecke behindern läßt, so ist doch schon die Kontrolle des Dienstpersonals und dessen beständiger Wechsel eine nie versiegende Quelle der Irritation, die sie als Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit empfindet und zurückweist.

Letchworth, die erste, von Ebenezer Howard gegründete Gartenstadt in Hertfordshire, ist gegenwärtig Zeuge des ersten praktischen Versuchs in kooperativer Familienhauswirtschaft. Die Siedelung ist eine Aktiengesellschaft, die den Namen *Homegarth* führt, und sie vereinigt eine Gruppe von Familien (der Mittel- und Beamtenklasse), die, obgleich in gesonderten Heimstätten wohnend, ihre Wirtschaft in den Hauptpunkten genossenschaftlich führen, teils um Ersparnisse zu erzielen teils um die Dienstbotenfrage in praktischer Weise lösen zu helfen. 33 Familienhäuser sollen in der Form eines Vierecks (nach Art der englischen Universitätskollegien) gebaut werden und sind zur größern Hälfte schon vollendet und bewohnt. Von diesen Häusern führen gedeckte Wege nach dem Verwaltungsgebäude in der Mitte des Vierecks. Der Zentralbau enthält nebst den Bureaus der Beamten eine gemeinsame Speiseshalle, Tee-, Lese- und Rauchzimmer für den Gebrauch der Mieter und eine allgemeine Küche nebst Räumen für das Dienstpersonal, Toiletten usw. Dort befindet sich auch eine Garderobe, das Telephon, eine Garage für Fahrräder und ähnliche allgemeine Bequemlichkeiten. Die Mahlzeiten (für Vegetarier besonders besorgt) sind unter der Leitung eines Küchenchefs bereitet und können entweder im gemeinsamen Speiseraum oder aber in den Privathäusern der betreffenden Mieter serviert werden. 3 (englische) Acker Landes sind für Spiele reserviert und schließen Blumengärten sowie Tennis- und Krocketrasenplätze in sich. Die Verwaltungsgebäude wie die Familienhäuser sind durch eine Zentralheizung erwärmt. Doch sind auch in allen Räumen Kamine aufgestellt, um solchen, die das offene Feuer lieben, entgegenzukommen. Jedes Familienhaus ist mit dem Verwaltungsgebäude telephonisch verbunden und hat dadurch Anschluß an das ganze Land. Die Wohnhäuser sind nicht alle gleich groß sondern in 3 verschiedenen Typen zu haben, deren Mieten je nach Maß ihrer Räumlich- und Bequemlichkeiten von 800 bis 1200 Mark pro Jahr betragen. Diese Mieten schließen die Beträge ein, die an Steuern und Abgaben für Wasserleitung, Heizung, Gartenfürsorge, Fensterputzen, Beamtengehälter usw. zu bezahlen sind. Ohne diese Beträge würden sich die Mieten der Wohnhäuser auf 580 bis 960 Mark belaufen.

Die Bezahlung dieser verschiedenen Beträge macht es der Verwaltung möglich die Speisen aus der gemeinsamen Küche fast zum Kostenpreis zu liefern. Die bis jetzt konstatierten Vorteile dieser gemeinsamen Haushaltungsweise werden wie folgt zusammengefaßt: 1. Ersparnis an Löhnen, Behausungs- und Pflegekosten der Dienstboten, 2. Ersparnis an Küchen- und Waschräumlichkeiten, 3. Verringerung der Arbeit im Stäuben und Reinigen, 4. Verringerung der Auslagen für Kohlen und anderes Heizmaterial, 5. wohlthätige Beeinflussung des Verhältnisses zwischen Hausfrau und Dienstmädchen, indem die eine der Sorge sich mit dem andern zu befassen durch die Verwaltungsbeamten größtenteils überhoben ist, und die weiblichen Hilfskräfte ihre Arbeit spezialisiert und deren Zeitdauer ordnungsmäßig begrenzt finden, was ihnen die Würde und die Freiheit gewerbsmäßiger Arbeiterinnen verleiht und ihre Arbeitsfreude und Leistungsfähigkeit erhöht; auch gewährt ein solches Verhältnis dem Dienst-

personal erhöhte Löhne und eine Bewegungsfreiheit, die ihnen der Einzelfamilienhaushalt, in dem es immer zu schaffen gibt, nicht ohne große Kosten gewähren kann. Aus diesen wenigen, aber einleuchtenden Gründen ist, nach dem Geschäftsbericht der Gesellschaft von 1911, in England bereits eine lebhaft Nachfrage nach ähnlichen Siedelungen zu verzeichnen, und das Unternehmen wirft sogar in seiner gegenwärtigen, primitiven Form seinen Aktionären einen Reingewinn von 5 % ab.

Deutschland hat einen ähnlichen Versuch bis jetzt noch nicht aufzuweisen. Zwar haben auch hier, wie überall, die besitzenden Klassen Einrichtungen, die ihnen die Sorgen und Lasten der Hauswirtschaft abnehmen, nicht nur zur Zeit, wo sie auf Reisen sind. Nebst Riesenhotels gibt es Pensionen, Sanatorien und hydropathisch-hygienische Anstalten, wo die oberen Zehntausend sich mit Muße den Launen des Augenblicks hingeben, Sport treiben und darüber nachsinnen können, wie sie ihre Mittel am bequemsten vermehren oder sich ihrer entledigen können. Das Einküchenhaus, jedenfalls in seiner Idee amerikanischen Ursprungs und aus der Notwendigkeit einer gewerbsmäßigen Organisation des Hausgesindes erwachsen, ist in Deutschland versucht worden und wird sich jedenfalls erfolgreich behaupten, wenn auch das Schicksal der ersten Anfänge nicht glänzend war. Es ist ein kultureller Fortschritt von vielseitiger Bedeutung, der sich wohl am besten in dem Worte *Energiesparnis* ausdrücken läßt. Dagegen können kleinliche Bedenken nicht mit Erfolg ins Feld geführt werden. Auch das Ledigenheim ist eine Einrichtung, die (um eine englische Redewendung zu gebrauchen) gekommen ist, um zu bleiben, einfach weil sie ein nicht länger abzuweisendes Bedürfnis einer sich nicht vermindernden Gesellschaftsgruppe ist.

Daß das moderne Einküchenhaus sowohl wie das Ledigenheim in Hinsicht auf hygienische und ästhetische Anordnung noch sehr viel zu wünschen übrig lassen, ist gewiß vor allem in der lokalen Lage solcher Institute begründet. Sie sind vorwiegend, ja fast ausschließlich, für Stadtbewohner erfunden, müssen im Herzen industrieller Zentren sich befinden und sich daher den Zuständen der Bodenparzellierung anpassen, von denen sie umgeben sind. Sie müssen mit großen Terrainpreisen rechnen und sind darum weniger in die Fläche als in die Höhe entwickelbar. Aus diesem Grunde sind sie auch schon von ihrer geistigen Empfängnis an zur Unschönheit verdammt und können auch hygienisch nicht mustergültig gebaut werden; aber auch ihnen können die beherrschenden Elemente der Ersparnis, der Bequemlichkeit und der Geselligkeit nicht bestritten werden. Für den kooperativen Familienhaushalt können solche Institute kaum in Betracht kommen, da für Kinder eine gesunde, fortschrittliche Siedelung nicht denkbar ist, die sich keiner ausgedehnten Tummelplätze im Grünen erfreut. Gesunde Familiensiedelungen müssen abseits des Städtegebiets in freier Luft liegen und in die Breite, nicht in die Höhe gebaut sein.

Daß die begabten Frauen, die sich bis jetzt mit der Befürwortung der gemeinsamen Hauswirtschaft in deren embryonischer Form (Zentralhaushaltung, Einküchenhaus) beschäftigt haben, die Lösung des Problems vorwiegend vom Standpunkt ihres Geschlechts begrüßen und empfehlen, ist ihnen gewiß nicht zu verargen. In der Tat würde die Umwandlung der Einzelhauswirtschaft in eine solche von interessierten und organisierten Gesellschaftsgruppen für die Stellung der Frau in der Familie, der Gemeinde und im Staat von weitest-

tragender Bedeutung sich erweisen. So allgemein wohltätig müßten diese Folgen sein, daß schon um ihretwillen die Frage des kooperativen Familienheims für jeden logisch Denkenden schlechterdings unabweisbar ist. Die Begrenztheit des geistigen Horizonts, die Apathie des Willens gegenüber Dingen von öffentlichem Interesse, die Schwierigkeit sich für abstrakte Ideale zu begeistern: wem dankt die Durchschnittsfrau diese Mängel, die ihr immer vorgeworfen werden, sobald sie Miene macht sich über die Schranken der ihr zugeteilten Sphäre zu erheben? Doch nur zum größten Teil eben der engen Beschränktheit dieser Sphäre, die seit Jahrhunderten sie dazu verdammt die vier Wände ihres Heims als den vom Himmel abgesteckten Horizont ihrer irdischen Glückseligkeit zu betrachten. Und trotzdem hat in der großen Mehrheit der heutigen Volksheimstätten die Frau nicht nur die Arbeit des Haushalts und der Kinderfürsorge zu leisten; es wird von ihr auch noch verlangt, daß sie das unzureichende Einkommen des Mannes durch eigene Lohnarbeit vermehre. Wo bleibt da die Muße für ihre geistige Entwicklung, die sie als Erzieherin ihrer Kinder so nötig hat, wo die Zeit zu ihrer Betätigung an der Lösung sozialer, ethischer oder politischer Probleme, die ohne ihre Mitwirkung gar nicht denkbar ist? Die kooperative Hauswirtschaft, die durch eine zentralisierte Organisation der Arbeitskräfte diese zugleich wirksamer machen und schonen muß, wird zweifellos eine Hebung der sozialen Stellung der Frau zur Folge haben; und sie vor allem sollte daher den Gedanken erfassen und ihn in seiner fruchtbringenden Reinheit volkstümlich zu gestalten suchen.

Wenn wir den Versuch der englischen Gartenstadt Letchworth als ein Beispiel nehmen wollten, so würden wir vor allem die Kosten einer solchen Siedelung als für die Verhältnisse deutscher Familien der Beamten- und Arbeiterklasse entschieden zu hoch finden. Allein diese Klassen würden sich in Deutschland nicht gänzlich von Angestellten bedienen lassen sondern einen großen Teil der Verwaltungs- und Aufsichtsarbeit selbst übernehmen, das heißt die Siedelung im genossenschaftlichen Sinne gegenseitiger Hilfeleistung führen. Dadurch, und auch weil die individuelle Familie nicht so viele Sonderräumlichkeiten für sich in Anspruch nehmen würde wie in England, ließe sich der Gedanke hier mit viel Ersparung ins praktische Leben übersetzen. Nehmen wir an, die Zentralküche einer solchen genossenschaftlichen solidarischen Siedelung von 25 Familien (mit erwachsenen Töchtern auf 35 leistungsfähige Frauen berechnet) erforderte zur Mitarbeit und wirksamen Kontrolle täglich 5 weibliche Glieder. In diesem Fall käme die Reihe des Küchendienstes jeden 7. Tag an jedes weibliche Glied. Wenn ein ähnlich aufgeteilter Dienst in der Kinderstube und in der Waschküche vielleicht noch weitere $1\frac{1}{2}$ Tage jeder weiblichen Helferin in Anspruch nehmen sollte, so blieben immer noch $4\frac{1}{2}$ Tage von 7 für die Arbeit in ihren privaten Räumen, für ihre Kinder, für den Garten, für Selbstkultur durch Spiel und intellektuelles Leben übrig. Welche kleinbürgerliche oder Arbeiterfrau könnte sich heute von einer solchen Bewegungsfreiheit, von solchen gesegneten Mußestunden träumen lassen? Sie ist ja das Mädchen für alles einer ewig arbeitshisenden Nation und eines Eneherrn, dessen Strenge nicht ausnahmslos durch liebende Rücksicht und sympathische Teilnahme temperiert ist. Was Wunder, daß sie sich nicht selten für eine so wenig würdige Stellung zu entschädigen sucht, indem sie die Stellung ihrer Untergebenen ebenso peinlich zu machen sich bemüht wie ihre eigene es ist? Worin ein Hauptgrund des Dienstbotenelends zu suchen ist. Kein Zweifel, daß auch dieses Elend in der

genossenschaftlichen Hauswirtschaft sich durch geschäftsmäßige Teilung und wissenschaftliche Organisation der weiblichen Hausarbeit wesentlich beheben ließe. Die Mädchen, anstatt in einem Haushalt alles tun zu müssen, und dadurch dilettantisch, unfrei und unwillig zu werden, würden die eine oder die andere Verrichtung durch alle 25 Privaträumlichkeiten hindurch zu machen haben und dadurch geschickte, ausgiebige Arbeiterinnen werden, deren Stunden begrenzt und deren Stellung achtungsgebietender werden müßte. Kurz, die genossenschaftlich zentralisierte Organisation des Familienheims öffnet für den Teil des weiblichen Geschlechts, der bei der hauswirtschaftlichen Arbeit bleiben will, eine Aussicht befreiender und erhebender Reformen, die nur gewollt zu werden brauchen, um erkämpft zu sein.

Aber neben und über dem Interesse der Frau steht das Interesse der Gesellschaft. Und in ihr sind es wieder Berufsverbindungen und Interessengemeinschaften wie die Gewerkschaften und Genossenschaften, die berufen sind die Familienwohnungs- und Hauswirtschaftsfrage einer idealen Lösung zuzuführen. Bei ihnen wird der Gedanke an das zu Schaffende nicht durch Spekulation auf die Not anderer getrübt. Die Genossenschaften könnten an der gemeinsamen Hauswirtschaft nur ein Interesse haben: ihren Gliedern durch Zusammenschluß ihrer Mittel und ihrer Tätigkeit eine Höhe und Güte der Lebenshaltung zu verschaffen, die sie, alleinstehend und mit ihren Einzelmitteln wirtschaftend, niemals erringen könnten. Ein solches Ergebnis ist in seiner Verwirklichung der Arbeitslohn, die Geschicklichkeitsrente und der Unternehmensgewinn für alle Beteiligten, der höchste Lohn, den es für die in die Tat umgesetzte Erkenntnis der genossenschaftlichen Kultur aufgabe gibt. Es bedarf keines weitern Gewinns für den einzelnen. Der Gewinn, der noch überdies daraus erfolgen muß, ist ein kulturell gesellschaftlicher, so groß, daß er von unseren individualistischen Gehirnen unmöglich gebührend gewertet werden kann. Das Prinzip der Genossenschaftlichkeit wird seine ganze Rechtfertigung im vollen, gesamthaftenden Zusammenleben derer finden, die sich zu ihm bekennen. Ein großer Teil unseres Lebens kommt im Familienheim zum Ausdruck und zur Entfaltung; und ihm wird die genossenschaftliche Kultur ihr Augenmerk zuwenden müssen, wie groß auch die Schwierigkeiten in unserer verzogenen und verbildeten Gesellschaft sein mögen.

Die größte dieser Schwierigkeiten mag wohl das Finden der außergewöhnlich guten gewerklichen, hygienischen und ethischen Kräfte sein, die für Plan und Gefüge der Baulichkeiten sowie für die allgemeine Dienstorganisation eines solchen Unternehmens unerläßlich wären.

Zuerst ein ungewöhnlicher Baumeister, der einen Blick für die breite, gesundheitliche Ausnützung eines freien Geländes in Großstadtnähe hat; ein Geist, der sich einer großen Sache zuliebe von seiner Alltagsschablone loszureißen und höhere Wege zu wandeln vermöchte. Der Durchschnittsarchitekt des modernen Mietshauses beschränkt sich in der Regel darauf das, was ihm die bestehenden Bauvorschriften zu tun gestatten, so beschränkt wie möglich zu tun, vergessend, daß in der Beschränkung sich erst der Meister zeigen soll. Ein solcher Architekt, wohl fühlend, daß er seiner Aufgabe nicht immer völlig gerecht zu werden vermag, wirft sich auf deren dekorative Seite, als wäre der Zweck der Baukunst nicht so sehr die Befriedigung der hygienischen und ästhetischen Bedürfnisse des Wohnenden als vielmehr der Ruf des Architekten, wie er sich im

ELISABETH SIEWERT · DIE GROSSE FICHTE

SIE wurde so genannt, obgleich sie eine große Kiefer war. Ihre vereinsamte, klare Gestalt gab einen weithin kenntlichen Wegweiser ab. Drei Fahrstraßen kreuzten um den keilförmigen, mit Büschen und Graswuchs bedeckten Platz, den sie als einzigen Baum beherrschte. Die Blicke der Kutscher und Fußgänger richteten sich von weit her auf ihre besondere breite, von Westen nach Osten zu schräg abfallende Krone. Man maß die Entfernungen nach ihrem Abstand von den einzelnen Gütern.

So viel wußten alle von der großen Fichte. Wilma und Luise aber hatten herausgefunden, daß der Baum einen Januskopf in seiner Krone trug. Das kam daher, daß er auf der Grenzscheide zweier entgegengesetzter Gebiete einsam stand. Das treue, gute Gesicht, das unter seinem Hut aus Nadelgrün recht aufmerksam und, in alle ländlichen Vorkommnisse eingeweiht, über die Äcker und Mergelkaulen, die Teiche, Wiesen, Wegbäume und Haine hinweg das Leben und Tun auf den verstreut liegenden Gehöften beobachtete, sah nach Osten und war das mindere, das bürgerliche Gesicht von beiden.

Es wußte von dem Verkehr der Nachbarn unter einander, von den Lächerlichkeiten und Händeln, die da vorkamen; es kannte das Gesinde sehr genau; der Klatsch, der trotz beträchtlicher Entfernungen von einem Gut zum andern getragen wurde, entging ihm nicht; den windschiefen Kuhhirt, das schwachsinnige Gänsemädchen, den Pferde knecht, der ein Messerstecher war, und den Wirtschaftler, der trank: o, man konnte sicher sein, es beobachtete die ebenso genau wie jeden Witterungswechsel; es kannte die Kartoffelsammler und den Sohn des Stellmachers, der gerne Fische stahl.

Es konnte die Stirn sorgenvoll runzeln, wenn es in der Ernte Tag und Nacht regnete; es konnte ein Auge zukneifen, wenn es zweifelhafte Gespräche von Vorbeiwandernden belauschte; es konnte schmunzeln und weinen. Und manchmal bei Herbstregenwetter machte es einfach die Augen zu, schob den Mund vor und schlief mit einer verdrießlichen, gleichgültigen Miene ein. Wilma und Luise konnten diese Miene gar nicht sorgfältig genug ausführen, wenn sie dabei waren den Januskopf hundertmal in ihren kleinen Heften zu zeichnen.

Nach Westen zu sah die große Fichte ein anderes Bild als Äcker, Mergelkaulen, Gehöfte. Da fing, nach dem mit Kiefern besetzten Vorland, die große Heide an, da fing die Freiheit an, die Wildnis. Das andere Gesicht war dorthin gewendet Auf dies Gesicht häuften Wilma und Luise alle Herrlichkeit und Schönheit; sie versetzten es in das Reich der Götter; ihm gaben sie eine freie, geheimnisreiche Stirn, die sinkende Sonne überglänzte, sie mit Pracht, eine äußerliche Weihe für die Glorie, die in ihr wohnte; der erzene Schaum des Nadelgeästes bäumte sich stolz um diesen Glanz. Die nicht zu blendenden Augen waren weit offen; über die Heide, die Moorbrüche, über die Wälder hin sahen sie unerhört herrliche, nie gesehene Dinge und Taten. Nase und Mund waren nun ganz schön, und erhaben. Eine beständige Miene von Tiefsinn und Heiterkeit umschwebte die Mundwinkel.

Ah, wie sich Wilma und Luise überboten den Lippen ihres Idols allen Ausdruck der Götterhaftigkeit zu geben!

Sie glichen Menschen der Vorzeit, die durch Wälder und Wüsten mit viel

Not und durch Gefahren aller Art gegangen sind, die recht viel gedarbt und Qualen der Sehnsucht gelitten haben und nun endlich das erreicht haben, was das Wirklichste, Schönste und Größte ist, was sie sich vorstellen können, wenn sie nach einem tüchtigen Gang, der Kinderfrau mit den drei jüngeren Geschwistern vorauseilend, durch das Buchen- und Haselgestrüpp durchdrangen, um zu dem Stamm der großen Fichte zu gelangen.

Da war Puls und Herzschlag in ihnen; da war eine Lebensenergie, die köstlich war in ihrer zwingenden Kraft. Und dies glückselige, triumphierende Bewußtsein ein Ziel erreicht zu haben, einer schönen Phantasie gefolgt zu sein.

Die Wirklichkeit war um die beiden heißen, eifervollen Kinder, eine Wirklichkeit, die einen Kern in sich trägt, die von einer höhern Wirklichkeit hinter den sichtbaren Dingen trieft und zittert. Unter ihren Füßen der Grund gehörte niemandem; die Grenzscheide zwischen zwei Welten hatte keinen Besitzer; das mußte so sein, und es ergriff sie in besonderer Art.

Sie sahen den gehörig breiten Stamm der großen Fichte rötlich und steil über dem geduckten Buschwerk. Anders als bei Bäumen sonst verhielten sich seine Wurzeln: sie bäumten sich über einen Hohlraum auf und erhoben den Stamm kraftvoll, eine Glutsäule, deren in kleine Flächen zersprengte Rinde einer heidnischen Schrift gleich sah. Wilma und Luise stiegen an den Wurzeln herauf, um den Stamm zu berühren; sie meinten das starke Leben in ihm zu fühlen. Sie sahen entlang an der Säule wie Verschmactete und bekamen breite Münder vor Freuden, da sie über sich das starre erzene Nadelgrün ausgebreitet sahen. Das seligste, himmlischste Blau umzirkelte die scharfgestrichelte Dunkelheit, die doch erdenhaft glühte. Ach, vor lauter Glorie war auf den ersten Blick nichts zu unterscheiden. Vor einer übermächtigen, brennenden Schönheit deckten sich Wilma und Luise die Lider über die Augen; da taten sich nun erst recht in der rötlichen Dämmerung die mit so viel Wonne und Eifer gehegten Vorstellungen des Januskopfes vor ihnen auf: das vertraute große Gesicht mit seinem Wissen um die Alltäglichkeit, die einfache Wirklichkeit; das angebetete schöne Gesicht, die Götterpracht, das ersehnte Leben. Sanft und eindringlich kam ein Doppelsegen aus der Höhe herab: ein lauer, wohlthuender Tropfenregen und ein Lichtguß, ein Sättigung, Lust und Herrlichkeit schenkender Strahlenguß. Davon schmeckten die Mädchen, die hochatmend kauerten und sich verwunderten, wie reich und beglückt sie waren.

Jetzt wurden ihre Augen erst recht frei, um voller Mut und Aufmerksamkeit die Nähe zu genießen. Da war eine eigenwillige Kiefernwurzel, die sich wie ein Torweg in die Luft bog und ein Plätzchen von schneeigem Sand überwölbte. Da war grasgrüner Hasenklec und bleiche Hundsvelichen in angenehmen Büschen, lila Inseln. Sie redeten in ihrer Art von dem Wesen des andern Gesichts.

»In der Vorzeit Reiche trittst du ein . . .«

Hier war nichts ohne Beziehung zu der hohen, brennenden Schönheit. Und das, was in Gedichten das Herz schwellen machte und die Augen rot, hier war es Wirklichkeit geworden.

»In der Vorzeit Reiche trittst du ein, du hebst zum Mund den Zauberwein . . .«

Hier brauchten sie sich nicht schmerzhaft vor der Pracht und Stärke und Voll-

kommenheit in den großen Gedichten zu schämen. *Roland der Schildträger* warf sie nicht um, denn sie waren ja selber mächtig, geschickt, kühn, mit einem Wort, ganz verändert in einer um und um veränderten Umgebung.

Aber nun wollten sie mit dem weitem Reich Bekanntschaft machen, das ein Göttergesicht beherrschte. Zuerst war da das Heidevorland, hinter dem breiten Sand der Landstraße fing es an. Die Sonne liebte es hier auszutrocknen, was sie nur konnte. Die Ameisen schätzten das Revier zwischen den weitläufig stehenden Kiefern: mehrere hochgebaute wimmelnde Nadelhaufen zeigten das. Man traf auf gemästet aussehende Hasen; von dieser Waldstadt war es nahe zu den Saatfeldern und Wiesen.

Auf dem das Vorland kreuzenden Weg war die Kreuzottergeschichte auf einem Spaziergang nach der großen Fichte passiert. War es 2 Jahre her? Das Abenteuer hatte etwas von einer Sage.

Eigentlich hatte Wilma eine an Gespensterfurcht grenzende Angst vor Schlangen. Aber sie fand, daß der jüngere Bruder durch die sich plötzlich mitten im Weg aufrichtende Kreuzotter bedroht wurde. Das jüngste der Geschwister ging gerade voran. Und sie sprang mit einem Satz vor und schlug auf die Schlange, schlug so lange mit kreidebleichem Gesicht mit ihrem Stock auf die Schlange, bis der Wurm matt wie ein Tauende im Sand lag und kaum noch zuckte. Darauf fiel sie beinahe um, mindestens torkelte sie. Die Kinderfrau, die den Exkursionen nach der großen Fichte vorstand, schleppte sie an den schattigen Wegrand und rieb ihr die Stirn, den Magen, die Hände. Es war eine unbeschreibliche Erleichterung, als Wilma wieder sie selber wurde.

»Was für ein Aufstand mit mir? Mir ist ganz gut«, hatte sie unwillig und mühsam gesagt.

Und Luise darauf: »Du hast die Schlange getötet, du bist tapfer.«

In Wilmas verdunkelten Augen war noch eine Spur von etwas Fremdem und Schrecklichem. Aber sie strich sich die Haare zurück, wie sie es immer tat, wenn auch ihre Hand grau und hager aussah.

»Ich dachte, sie wollte den Bruder beißen«, erklärte sie mit einem bescheidenen Lächeln.

»Geh' zu deiner Schwester«, bestimmte die Kinderfrau und schob den Knaben, der sich zu ihrer Schürze hielt, Wilma zu.

Jetzt gab es ein seltenes, nein, ein fast noch nicht dagewesenes, um so genußreicheres Küssen und Umarmen aller mit allen.

»Mag die Schlange im Geleise liegen bleiben und von Rädern zermahlen werden!« rief Luise mit dem Ausdruck wilder und grimmiger Begeisterung. »Sie hat unsern Bruder vergiften wollen. Die tapfere Wilma hat sie erschlagen.«

Mit einemmal brach ihre Stimme kurz ab, sie sah zur Seite und rieb sich mit der Faust die Augen. Ach, hätte sie doch die Schlange zuerst gesehen und das Notwendige für den kleinen Bruder getan! Sie hatte keine besondere Furcht vor Schlangen, sie hätte es wahrlich ohne Besinnen getan. Doch war es nicht schöner, daß Wilma die Schlange tötete, für die sie schlimmer als ein Gespenst war? Und wie schön bleich sie darauf wurde. Sie, Luise, wäre höchstens rot geworden. Nein, nein, es war gut so, daß Wilma die Schlängentöterin war, und nicht sie. Eine von ihnen beiden hatte es getan:

das genügte. Sie blickte sich nach dem andern Gesicht der großen Fichte um. Unter dem sich bäumenden, grünlühenden, starren Geäst sah es in Glorie und Gleichmut weit herüber alles Große und Schöne der Welt.

Das Vorland, das eintönige Land der Erwartungen, lag jetzt hinter Wilma und Luise; der schwerfälligern Kinderfrau und den kleineren Geschwistern vorausgehend, betraten sie die Reiche der Freiheit, der Wildnis, der Poesie. Die Heidestrecken fingen an, die Moorbrüche zeigten sich dunkel und tückisch; weiße, schmelzend klare Streifen zeigten die geliebten Seen an; grüne Mauern und Bänder die unbetretenen Wälder jenseits. Da waren Reviere (die Kinderfrau verachtete sie gründlich), in denen standen die Bäume einzeln auf torfigen kleinen Inseln, von schwarzen, blanken Wasseradern unheimlich und lockend umzogen. Weiß der Himmel, wie man den Ausdruck dieses Reviers nennen sollte. Ein einziger Duft, eine einzige Einsamkeit und Verlorenheit hauchte und brütete da.

Nach Süden zu gelegen gab es Gegenden, wo hellgraugrüne kleine Kiefern in weiten, träumerischen Flächen standen, mit plötzlich auftretenden, netten freien Plätzen inmitten, auf denen man Feuer anmachen konnte und durchaus an Zigeuner denken mußte. Espenbüschchen umgaben das Rund, als sollte das so sein. Man traf auf sie, wie sie mitten im Plaudern waren. Und wo es weiß und zierlich elfenhaft ragte und das Laub so fein war wie ein Hauch, sagte man mit breitem Mund vor Vergnügen: »Ah, die jungen Birken!«

Es gab immer noch ein Dahinter, immer noch eine neue Form der Einsamkeit mit Büschen, Bäumen, Wasser, Gras.

Dies flotte, schwebende Gehen auf federndem Grund um Forst und Kaddig und Heidekrautbüsche herum. Ist es nicht das, was man verlangt, daß der Erdgrund den Fuß hebt und das Gehen zum Tanz wird? Dies Sichhinstrecken auf dem elastischen Bett, aus dem der Atem der urwüchsigen, liebreizenden Landschaft kräftig drang. Sich einbilden, daß die anderen nun fort und verloren waren und man hier unter dem Strahlenblick der großen, nicht zu blendenden Augen lag, mit der Süßigkeit tändelnd allein zu sein.

Gestalten waren da: Prinzen und Pagen, wilde Heidemädchen, edle Damen, die aus seidnen Zelten traten, um die langmähnigen Pferde nah und die verzauberten Hirsche fern zu betrachten . . . So lebten Wilma und Luise in vielerlei Formen. Und es war Wirklichkeit, daß die wilden Enten drüben Aufruhr im Wasser machten, und die Gabelweihe wie eine Katze schrie. Die Kiefernkronen, die aus der Waldmauer ragten, waren wie eine verzwickte, in ihrer Heftigkeit plötzlich gebannte Schrift. Ja, das war Wirklichkeit. Aber, gottlob, sie war verzaubert. Das Glück ist bei uns, wir liegen im Schoß des Glücks, so empfanden die gesättigten Kinder.

Die Geschwister riefen. Das war so üppig sich vermißt zu fühlen und nun auf eigenen Wegen nachzueilen. Dann, mit einemmal verspürte man es warm und dunstig aus dem Erdboden aufsteigen; die Luft aber, die man atmete, wurde kühler. Die Dämmerung überschwemmte zäh und allgemein das Reich der Moore und Heiden, trieb die Eindringlinge heraus und deckte es mit einem tiefem Geheimnis zu.

Solange die kleine Karawane dem Göttergesicht entgegenging, war der Rückzug ein Hochgenuß, wenigstens für Wilma und Luise. Mit dem Abnehmen

der Helligkeit versank dieses immer mehr in Nachdenken. In den krausen Erzhaaren starrte noch ein wenig Glanz; die Lippen zogen sich sachte ein, so als schlürften sie des Tages letzte Helligkeit. Der Zauber bin ich, die Hoffnung und die Schönheit: das war das letzte, was aus den Zügen abzulesen war. Der Stamm war schon längst fahl und kalt.

Und nun schleppten sie sich den weiten Weg durch die dunklen, ausdruckslosen Felder, immer geradeaus in die traurige Eintönigkeit hinein.

Der altgewohnte Garten tat sich auf. Wilma und Luise konnten ihn nur zahm, beengt, geduckt nennen; statt Gutes brachte er Beklemmung. Überall hingen und schwebten Erinnerungen an dies und jenes herum, nicht lauter goldene, strahlende, franke Erinnerungen. Da hatte Luise wegen der Einteilung der Gärten wie eine Unsinnige geweint; da hatte das tote Rotkehlchen gelegen. Die Bäume an der Brücke meckerten bei Wind wie die plötzlich verendete Lieblingsziege. Von dem Kirschbaum dort war Wilma gestürzt; auf der Bank drüben vor den Tannen, die sich noch gerade ein wenig hell abhob, hatten sie alle zusammen mehr Schokolade als ihnen gut war gegessen und fassungslos dabei gelacht . . .

Das Haus brachte keinen Balsam; es sah eher krank und altklug aus, wußte von gar zu viel Verworrenem, Überflüssigem zu erzählen, darum versteckte es sich auch tief in dunkle Föhren. Man sollte also im Ernst wieder den Anfang mit der Enge und dem Alltäglichen im Schattenland machen?

Wilma und Luise fanden sich gar nicht zurecht. Der Kutscher war mittlerweile aus der Stadt gekommen und hatte eine neu aufpolierte Kommode mit neuen Griffen nach Hause gebracht. Die zurückgekehrten Kinder trafen mit dem Zug zusammen, der das Möbel in die Eßstube brachte und begleitete. Mit großer Wichtigkeit wurde es an Ort und Stelle geschoben und besprochen. Wilma und Luise konnten gar nicht begreifen, was die anderen davon hatten die Kommode zu betrachten, anzusehen, zu preisen. Sie hatten an nichts Anschluß, und niemand beachtete sie.

Wie traurig und ausgesogen war alles. Das Gerät arm. Die Kupferstiche an den Wänden matt. Nirgends etwas ganz Heiliges, dem andern Gesicht Verwandtes. Und der wilde, freie, verschwenderische Duft, der ihnen noch vor kurzer Zeit die Stirn geklärt und das Herz gestärkt hatte, wo war er? Sollten sie etwa ohne ihn auskommen? Statt dessen die neue Politur der Kommode riechen? War denn ihr Herz hungrig und krank gewesen, daß sie dieses Duftes wie einer Arznei bedurften?

Es mußte wohl so sein. Es gibt Geschöpfe, die sind nicht wohl aufgehoben in dem Gleichmaß einer bürgerlichen Lebensführung. Ganz gesunde, lebhaft junge Menschen in scheinbar passenden Verhältnissen tragen die unersättlichsten Herzen in der Brust. Sie füllen wohl die Leere mit diesem und jenem Schnuck; mit einemmal aber werden sie sich bewußt, welchen Zug ihr Sein nimmt: den Zug in die Freiheit und Einsamkeit, zu Götterbildern.

Zwei matte, kleine Gestalten schlichen herum: ausgestoßene, unlustige Fremdlinge. Sie tauchten in allen Stuben auf, lehnten da und dort, sahen aus den Fenstern, in ihre Schränke und hatten zugenagelte Lippen. Morgen würde dann das Bohren und Reden anfangen, um die Kinderfrau dazu zu bestimmen,

so bald als es irgend möglich war den nämlichen festlichen Ausflug zu unternehmen. Ach, wenn sie die Alte dazu brachten sich über 3 oder 4 Wochen an einem Sonntag in Bewegung zu setzen, dann mußten sie zufrieden sein. Allein in das als gefährlich verschriene Gebiet des andern Gesichts zu wandern war ihnen verboten, und der Kampf darum dennoch heimlich dahin zu gehen bescherte ihnen öfters Fieberzustände. Jetzt blieb nichts als zu Bett zu gehen. Die Gnade des Traums allein konnte die Einheit mit dem Zauber, der Hoffnung und der Schönheit wieder herstellen.

Am nächsten Tag galt es die leinenen Gartenkissen fertig zu sticken, die für der Mutter Geburtstag, der auf den übernächsten Tag fiel, bestimmt waren. Wilma sah sich ihr Teil Arbeit an. Es war zu viel, um es mit gewöhnlichen Kräften fertig zu bringen.

»Du hast noch schlimmer viel zu sticken«, sagte Luise bedenklich. Sie selber war mit ihrem gleichen Pensum Arbeit nahezu fertig. »Leider kann ich dir nicht helfen, denn es kann doch nur einer sticken.«

Wilma schüttelte mit dem Kopf.

»Schließlich, du überreichst es unfertig, nett zusammengelegt, das Fertige nach oben«, schlug Luise unsicher vor.

Das ging Wilma gegen die Ehre. Ihre Brauen runzelten sich, und ihre Augen wurden dunkel und glanzlos, wie immer, wenn sie sich nach innen wandten. Es gab ein Mittel, um fertig zu werden. Um zu ihm zu gelangen, gehörte, daß sie in den Garten herunter ging, in die selbst geschaffene Laube, die sie *Nous mêmes* nannten.

»Die Kanevasstickerei auf Leinwand, die ein Gartenkissen werden soll, muß fertig werden. Du weißt es, Herr Gott, du weißt auch, weshalb.« Wilma hatte im Blätterschatten auf dem selbstgezimmerten Bänkchen sitzend, die Hände eisern gefaltet und den Blick erhoben. Ein paarmal hinter einander sagte sie ihr Anliegen, und dann lauschte sie. Eine Grasmücke war dabei ihr langes, zartes Lied zu singen. Die Spatzen aus dem wilden Wein am Gärtnerhaus piepten dazwischen. »Hilf mir, Herr Gott. Herr Gott, hilf!« forderte Wilma. Die Unruhe erfaßte sie, ob jetzt genug gebetet sei und sie nicht besser davon stürzte, um sich ans Stickeln zu machen. Eben wollte sie noch einmal mit ihrer Litanei anfangen, als sie innehielt und errötete. Sie kam sich so kindisch vor und vielleicht nicht ganz aufrichtig. Noch vor ein paar Wochen hatte sie hier knieend mit andern Feuereifer um das Leben ihrer Ziege gefleht. Der Gedanke an das Göttergesicht in der großen Fichte schob sich zwischen sie und ihre Inbrunst. Es wäre ihr nie eingefallen eine Bitte um Hilfe an dieses zu richten. Also konnte und wußte es doch weniger als der unsichtbare Gott über der selbstgemachten Laube? Aber ein Zusammenhang war doch zwischen ihnen. Gott hielt das sichtbar dargestellte Göttergesicht in der Hand. Vielleicht so. Oder anders? Wilma versiel in Träumerei, die sie weitab von ihrem Beten um die Fertigstellung des Gartenkissens führte.

Und dann war es wirklich genug mit der Untätigkeit. Jetzt flog sie ins Haus und stickte drauf los. Ihre Ungeschicklichkeit und langsame Nadelführung waren gehoben. Die Kreuzchen reihten sich in raschem Zug an einander; sie wurden zu Sternen. Die Leere des Kanevas schrumpfte zusammen.

Luise mußte sich wundern, sie mußte es anstaunen, was Wilma leistete. Von

ihrer beharrlichen Tätigkeit angesteckt, machte sie sich daran ihren Schrank bis auf den letzten schlimmsten Winkel auszukramen, um dann den bunten Knäuel von Gegenständen zu ordnen.

Das letzte Kreuzchen: Wilma hatte das Gefühl überhaupt nicht still gesessen und gestickt zu haben. Sie nicht. Und doch war alles fertig. Mittlerweile war der Abend gekommen. Die Gespanne kamen vom Feld; der Gesang der Mädchen näherte sich auf dem Feldweg von den Wiesen.

Das Herauszipfen der Kanevasfäden geschah mit einem rauschartigen Eifer und Gelächter, wenn sie beide den nämlichen Faden mit spitzen Fingern faßten.

Wie herzlich die Schwestern durch Mitfreude und den Triumph ein Hindernis überwunden zu haben verbunden waren. Die Verarmung, der sie preisgegeben waren, hatte doch noch ihre Glanzseiten. Die von dem Ausnahmsweisen erschütterten Gemüter fingen an sich zu erholen.

In der Tannenhecke, die den Gutsgarten nach Westen zu begrenzt, da, wo ihr Strauchwerk nach unten zu dürr ist und der Sonnenschein es liebt in das Reisig zu kriechen, um ein rötlichbraunes Licht zu schaffen und glühende Flecken, sahen Wilma und Luise am nächsten Tag in einer Pause zwischen den Sensationen des mütterlichen Geburtstags, wie sich etwas Rauhes, dem Reisig nicht Unähnliches bewegte. Ein Igel. Weit und breit keiner seiner Feinde, kein Hund, nur zwei Gönnerinnen da, die sich daran machten das Stacheltier mit Geduld und Hingabe zu betrachten.

Der Igel hatte beinahe so viel Zeit wie die Kinder in den Sommerferien. Und wohl war ihm über die Maßen, hatte er doch alles, was er sich wünschte. Zum Lachen, wie er seine schwarze kleine Schweineschnauze herausstreckte, sich vorwärts schob und schnüffelte. Der Lichtpunkt in seinen dummschlaunen Perläuglein glomm auf. Ob er nicht von der alten Schnurre von seinem Gevatter Swinegel und seiner Frau wußte? Der trockene, mit farbigen glatten Tannennadeln bedeckte Grund schien ihm ganz zuzusagen. Vielleicht nahm er weniger Notiz von dem Gittermuster des sich kreuzenden Gezweigs vor dem Lichthimmel und der grünen Dichte der Unkrautblätter und Grashalme vom Feldrain hinter der Hecke.

Meeresgrün, Smaragdlinien, verglühende Dämmerungen. Für Wilma und Luise waren sie da. So, jetzt schob der rauhe Klumpen sich vorwärts, durchsuchte eine flache Kaule, wühlte ein bisschen hier und da zum Zeitvertreib und hob die Nase witternd, aber in guter Laune. Dann verfiel er in Nachdenken, das gerade in einem rotbräunlichen Teich von Licht. Oder er dachte nicht nach, es geschah ihm wie seinen beiden Gönnerinnen. Die waren nämlich weit fort entrückt, in ein anderes Reich hineingesunken.

Die Mädchen kamen zu sich. Das Sonnenlicht in der Schüssel war verblaßt und leer. Der Igel war fort.

Sie sahen sich rasch und lachend an und rührten sich nicht vom Fleck. Das, was jetzt in sie einzog, war wundervoll zu verspüren: Der bitterliche Schmerz um das andere Gesicht war fort, ganz dahin. Die Aussöhnung mit dem Nahen. Gewohnten hatte sich wie ein breiter warmer Strom in sie eingeschlichen. Und der heitere Strom belebte sich mit dem natürlichen Erbteil aller Tugend, der

Freude; sie fing an Blumenzelte und Lichtbogen aufzuschlagen; sie ließ farbige Ballons steigen und hieß bunte Vögel neckisch singen.

Da — da — da — alles ist dein, jubelte die rotbäckige Freude in voller Geschäftigkeit.

Außer dem mannigfaltigen Phantasiekram gab es kostbare Igel in lichtdurchsickerten Hecken, von denen gesagt wurde, sie seien häßlich, beide, die Hecken und die Igel.

Es gab eine nahe Welt, in der es sehr anders, sehr geheimnisvoll und dabei einfach zuging. Unter diesem scherzhaft wüsten Stachelkleid hatte der Igel ein warmes, im Takt pochendes Herz. Das eigene Herz begrüßte dieses andere, kleinere Herz mit Teilnahme und Lust und Übermut.

Dann stieg und kroch, lief und grub und knisterte die Insektenwelt gleich nah zur Hand; da lagen ein paar Schleier mehr vor dieser Welt. Aber das Mutterlächeln des himmlischen Blaus, der Vaterblick der Sonne war für die kalten kleinen Wunder auch da. Daneben träumten die Pflanzen, wuchsen und blühten im Traum, schenkten Blumen, Früchte oder Samen, alles in dem sanften, geduldigen Traumzustand. Auch der Sturmwind weckte sie daraus nicht, der Donner fand keine Ohren bei ihnen. Blätter, Blumen, Halme, Früchte sanken klaglos.

Im Wasser aber spiegelten sich alle die Welten. War da nicht der Ententeich unten am Garten, den auch Wolken beschrifteten, wenn es sein konnte, der auf jeden Fall die Weide und die grüne Uferkante, das Hollundergebüsch und die Schwertlilien spiegelte? Die hochbegabten Maulwurfsgrillen wohnten da im Halbfeuchten und die Schwalben kneteten mit ihren milden Füßchen den Lehm für ihre Nester an der flachen Uferseite nach dem Fahrweg zu.

Ein freieres Wasser waren die Teiche und Torfstiche hinter der großen Pferdekoppel. Da schmeckte man ein wenig von dem Großfichteparadies, das, man mußte es sich verständigerweise sagen, vorhanden war, auch wenn man nicht darin herumstreifte. Die Espe plapperte davon, die langen Ranken der Moosbeere wußten davon. Das Wollgras wehte frei und einsam genug. Es war hier alles in Andeutungen, in Bröckelchen vorhanden, da war die Fülle. Das leichte Herz nahm das hin, es nahm es ohne Schmerz hin. Die Liebe für das Nahe sänftigte. Die ferne Götterschönheit aber blieb der Maßstab für alle Vorstellungen von Vollkommenheit.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Balkankrieg Der Türkei ist es nicht erspart geblieben, daß auch über die Aufrechterhaltung ihrer letzten europäischen Besitzreste die Waffen entscheiden müssen, nachdem sie soeben gezwungen war Italien in Afrika freie Hand zu lassen. Von dem großen, die Türkei mit einschließenden

Balkanbund, den Rußland seinerzeit im Gang zu bringen suchte, um die Angliederung Bosniens an Österreich zu rächen, ist, dank der politischen Unerfahrenheit des Jungtürkentums, tatsächlich nur der Vierbund der einstigen türkischen Vasallenstaaten ins Leben getreten, der im Kampf gegen den Halbmond, nicht in der früher geplanten Opposition gegen Österreich, Erfolge einzuheimen hofft. Möglich und sogar wahrscheinlich, daß dieser Front-

wechsel augenblicklich Rußland selber sehr peinlich ist, und daß die Bemühungen durch eine vorläufige Verständigung und eine dauerndere Fühlungnahme der Großmächte den Balkanbrand zu lokalisieren allseits ernst gemeint sind. Fertige Tatsachen sind jedoch mächtiger als vorgefaßte Entschlüsse, und die tatsächliche Entwicklung auf dem ausgedehnten Kriegsschauplatz spottet zunächst aller Vorausberechnungen. Rein gefühlsmäßig bringt man in Deutschland beiden streitenden Teilen ungewöhnlich viel Sympathie entgegen: den früher von Konstantinopel abhängenden Staaten, die sich nach zähem wirtschaftlichen Emporringen Mannes genug fühlen die noch immer abgesplitterten, politisch, religiös und wirtschaftlich unterjochten Volksteile für sich selber zu beanspruchen, und ebenso dem alten Herrschervolk, das zu spät die niederdrückende Erbschaft seiner Vergangenheit abzuschütteln suchte, dem deshalb jeder Anlauf zu einem Wiederaufschwung mißglückte, und das nun, inmitten der bittersten innern Not, nach außen um seine nackte Selbsterhaltung fechten muß. Wem sollte man da den ausschließlichen Erfolg gönnen? Aber selbst ein türkischer Sieg könnte nun und nimmer eine endgültige Lösung der Wirren bringen, weil in letzter Stunde Europa jeder ernstlichen Schwächung der christlichen Balkanstaaten entgegenzutreten würde. Andererseits wäre auch der gegenteilige Verlauf kein Abschluß sondern nur das Vorspiel zu neuen Auseinandersetzungen zwischen den bisher Verbündeten, die lediglich im Gegensatz gegen das Osmanentum einig sind. Die Kämpfenden selber bestreiten jede Absicht auf territorialen Zuwachserwerb, und die Großmächte wollen, wie sie verkünden, jedem solchen Zuwachs vorbeugen. Indes, auch die vorgeschlagene Autonomie Mazedoniens bietet keinen Abschluß, genau so wenig wie vorher die Autonomie Kretas, die nur andersartige innere und äußere Konflikte einleitete. In diesen Zukunftsproblemen, nicht schon in der Kriegsführung selber, liegt die Hauptgefahr, daß schließlich die widerstreitenden großstaatlichen Interessen, in erster Linie diejenigen Österreichs und Rußlands, auf einander platzen werden.

X
Türkei-Italien: Aus dem, am 18. Oktober
 Frieden von unterzeichneten Friedensver-
 Ouchy trag zwischen Italien und der
 Türkei verdienen einige Punkte hervor-

gehoben zu werden. Daß die Türkei Tripolis zu räumen sich verpflichtet, war selbstverständlich; das gleiche sichert Italien für die besetzten Inseln im Ägäischen Meer zu. Die türkischen Maßnahmen gegen die amtsentsetzten und landesverwiesenen Italiener sind rückgängig zu machen. Andererseits hat die italienische Regierung jährlich an die Kasse der *Dette Publique* eine »Summe zu zahlen, die durchschnittlich den Summen entspricht, die in jedem der 3 Jahre, die der Kriegserklärung vorausgingen, für den Dienst der öffentlichen Schuld aus den Einnahmen der beiden [afrikanischen] Provinzen bestimmt waren«. Endlich verspricht Italien, ähnlich wie seinerzeit Österreich-Ungarn bei der Vereinbarung über Bosnien, die Türkei in allen Bestrebungen zur Erringung der vollen völkerrechtlichen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zu unterstützen: »Italien verpflichtet sich zu der selben Zeit, wo die Türkei ihre Handelsverträge mit den anderen Mächten erneuern wird, mit der Türkei auf der Grundlage des europäischen Völkerrechts einen Handelsvertrag abzuschließen, das heißt Italien ist bereit der Türkei ihre volle wirtschaftliche Unabhängigkeit zu lassen, auch das Recht in Handels- und Zollangelegenheiten wie alle anderen europäischen Mächte zu handeln und ohne durch Kapitulationen und andere bis zum heutigen Tag geschlossenen Akte gebunden zu sein. Dabei versteht es sich, daß der genannte Handelsvertrag nur so weit in Kraft treten wird wie von der Pforte mit anderen Mächten auf gleicher Grundlage abgeschlossene Handelsverträge. Außerdem willigt Italien in eine 11- bis 15prozentige Erhöhung der Zölle *ad valorem* in der Türkei, ebenso stimmt es der Einführung neuer Monopole zu, sowie der Erhebung von Verbrauchssteuern auf folgende 5 Artikel: Petroleum, Zigarettenpapier, Streichhölzer, Alkohol und Spielkarten. Alles dieses unter der Bedingung, daß die selbe Behandlung gleichzeitig und ohne Unterschied auf die Einfuhr auch der anderen Länder angewandt wird.« (Artikel 6) Auch bei Verhandlungen mit anderen Mächten zur Abschaffung der Kapitulationen (des Ausnahmerechts für Europäer) will Italien »seine volle und aufrichtige Unterstützung leihen« (Artikel 8); seine im ottomanischen Reich bestehenden selbständigen Postanstalten sollen, gleichzeitig mit dem eigenen Postbetrieb der anderen Mächte, aufgelöst werden. Die Türkei ist danach auf dem

besten Weg von allen alten, halbkolonialen völkerrechtlichen Fesseln befreit zu werden, wenn sie bis dahin unter den unaufhörlichen Amputationen nicht ganz und gar das Leben läßt.

× **Kurze Chronik** Der deutsche Reichstag hatte am 15. März 1911 nahezu einstimmig eine Resolution angenommen: die verbündeten Regierungen um eine Prüfung zu ersuchen, ob gegenüber der drohenden Monopolisierung des deutschen Petroleumhandels eine unter Aufsicht des Reichs stehende Anstalt zum Vertrieb des Petroleums im Interesse der deutschen Volkswirtschaft liege. Die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* veröffentlichte nunmehr am 15. Oktober die Grundzüge eines ausgearbeiteten Gesetzentwurfs über das Petroleummonopol. × Für die Dumawahlen hat die russische Regierung die Arbeiter, um sie von der übrigen Bevölkerung fernzuhalten, besonderen Arbeiterkurien zugewiesen, die zudem nur in 6 Gouvernements je 1 Abgeordneten in das Reichsparlament zu entsenden haben. Nach dem *Vorwärts* hat die Sozialdemokratie, trotz alles behördlichen Terrorismus, bei den Urwahlen einen unbestrittenen Sieg davon getragen, der bei dem verwickelten russischen Wahlsystem allerdings in der höhern Instanz der Gouvernementsversammlungen wieder rückgängig gemacht werden kann.

× **Literatur** Eindrucksvolle politische Probleme der Gegenwart schärfen nicht selten den historischen Blick für ähnliche Zusammenhänge der Vergangenheit, die dann mit einemmal, wie man zu sagen pflegt, in ein ganz neues, helleres Licht rücken. Für die langjährigen Koalitionskämpfe gegen das revolutionäre und napoleonische Frankreich /1797 bis 1813/ ließ sich das wiederholt feststellen. Der alten formalistischen Demokratie erschienen sie nach gewohnter Schablone meist einfach als ein Rückschlag der europäischen Reaktion gegen den Aufschwung der Freiheit, der von Frankreich ausging. Aber schon in den vierziger Jahren, als die energischer erwachenden Bestrebungen für Schaffung und Großziehung einer kontinentalen Industrie den Kampf gegen Englands industrielle Übermacht und Industriepolitik zu einem leitenden handelspolitischen Gedanken erhoben, da regte sich stärker als vorher die Erkenntnis: daß jene Kriege in letzter Linie ein gro-

ßes Ringen um die weltpolitische Hegemonie zwischen Frankreich und England gewesen seien, und daß die nichtfranzösischen kontinentalen Gebiete im wesentlichen nur als Bundesgenossen und Söldlinge, bald mehr freiwillig, bald mehr zwangsweise, in diese entscheidenden Auseinandersetzungen mit hineingerissen wurden, die mit Freiheit und Revolution, Reaktion und Absolutismus eigentlich recht wenig zu tun hatten. Bei List, dem glänzenden Wortführer der englandfeindlichen Industriegroßbourgeoisie der dreißiger und vierziger Jahre, finden sich entsprechende knappe Kennzeichnungen der napoleonischen Kriege; der hervorragendste Vertreter dieser Erkenntnis ist in jener Zeit wohl Kiesselbach (*Die Kontinentalsperre /1849/*). In den allerletzten Jahren hat die immer unverkennbarere Ausprägung des Gegensatzes England-Deutschland von neuem ähnliche Gedankengänge gefördert, und als die nicht nur ausführlichste sondern auch beste und lehrreichste Darstellung darf man jetzt wohl das größere Werk *Englands Vorherrschaft* von Dr. Alexander von Peez und Paul Dehn /Leipzig, Duncker & Humblot/ nennen. Zunächst legen die geschichtlich einleitenden Kapitel dar, wie der Konflikt zwischen den Interessen der beiden damals größten Weltmächte sich schon seit langen Jahrzehnten geltend machte, und wie er immer zum Teil hinter anderen täuschenden Kulissen ausgefochten wurde. Bald förderte Österreich, bald Preußen (durch den 7jährigen Krieg) in Kämpfen gegen Frankreich die Interessen Englands; diese Kräfteablenkung und diese Niederlagen Frankreichs brachten England die Vorherrschaft in Nordamerika und Indien. Die napoleonische auswärtige Politik war im Anfang, was Großbritannien anlangt, nur ein Versuch die Wagschale wieder kräftiger zugunsten Frankreichs sinken zu lassen. Schon der ägyptische Feldzug richtete sich in letzter Absicht gegen Indien. Sehr bald entlud sich die zunehmende Spannung in großen wiederholten kriegerischen Zusammenstößen, die ganz Europa mit in ihren Strudel hineinreißen. Austerlitz hatte die von Pitt gegen Frankreich gebildete kontinentale Koalition vernichtet und Napoleon auf dem Festland für England unangreifbar gemacht. Umgekehrt jedoch hatte der Unglückstag von Trafalgar die Seemacht Frankreichs vernichtet. So wandte denn Napoleon alle seine Gewaltmittel gegen die britische Wareneinfuhr; alle kontinentalen

Staaten galten ihm fortan als Freund oder Feind, je nachdem sie in diesem kräfteverzehrenden Handelskrieg seine antibritischen Pläne förderten oder durchkreuzten. Diese Periode der vorwiegend indirekten französischen Kriegführung gegen England, der Kontinental Sperre, mit ihrem Auf und Ab, ihren wechselnden Koalitionsbildungen, mit ihrem schließlichen Zusammenbruch und ihrer Steigerung des englischen weltpolitischen Übergewichts schildert das fesselnde Buch.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Else Stoeber - Damm

Spiritismus Der uralte Glaube, daß sich die Geister der Verstorbenen unter bestimmten Voraussetzungen den Menschen kundgeben, hat sich in der Neuzeit im Spiritismus wieder stark entwickelt. Solche Kundgebungen konnten aber nur durch bestimmte Personen, die sogenannten *Medien*, vermittelt werden, denen man infolgedessen auch selbst eine geheimnisvolle Macht zuschrieb. Diese Geisterbeschwörer nutzten daher im vollen Maß die Leichtgläubigkeit der Masse aus. Wohl haben Wissenschaftler wieder und wieder versucht dem Treiben ein Ende zu bereiten, aber vergebens: die Schar der Anhänger wurde ständig größer. Nunmehr hat Reinhold Gerling das Ergebnis seiner mehr als 20jährigen Forschungen auf dem Gebiet des Spiritismus in seinem Buch *Spiritisten ohne Geist* /Berlin, Langenscheidt/ zusammengefaßt. Mit vollem Vertrauen kann man sich Gerlings bewährter Führung in die mysteriöse Geisterwelt anvertrauen, in der unter seiner sachkundigen Leitung ein geheimnisvoller Schleier nach dem andern schwindet. Mit großer Umsicht hat Gerling das recht verstreute Material zusammengetragen, er gibt uns einen historischen Überblick über die Entwicklung des modernen Spiritismus. In Frankreich, Italien, England, Schottland und Nordamerika steht die Geisterlehre besonders in den Großstädten in hoher Blüte. Gerling geht ausführlicher auf die verschiedenen Arten der Kundgebungen der Geister ein. Die gewöhnlichste Art bilden die Klopföne: in Gegenwart des Mediums hört man an verschiedenen Stellen in Tischen, Wänden usw. Klopföne, durch die man sich mit den Geistern verständigt. Außerdem verursachen die Geister auch Bewegungen, wie es sich in dem Tischrücken zeigt. »Ohne Zweifel

ist die Epidemie des Tischrückens in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch in aller Erinnerung. In ernsten und heiteren Gesellschaften, selbst da, wo ein Kaffeekränzchen gehalten wurde, setzte man sich in Ermangelung eines andern Unterhaltungsstoffs vom Kaffeetisch an den Geistertisch und achtete andächtig auf die prompt erfolgenden Mitteilungen der Verstorbenen, die angeblich so plötzlich das Bedürfnis fühlten mit ihren Erdschwestern und -brüdern über die banalsten Dinge stundenlang zu plaudern. Das Tischrücken wurde geradezu zur Manie und hat dem modernen Spiritismus die große Anhängerschar zusammengetrommelt.« Die vermeintlichen Geister zogen es nun aber vor die Vermittlung des Verkehrs durch bestimmte Personen zu wünschen, und bald wurden überall Medien entdeckt. Das geschah gewöhnlich in der Weise, daß sie gelegentlich einer Sitzung in einen tiefen Schlaf verfielen, den man *Trance* nannte. In diesem Zustand hielten sie oftmals große philosophische Vorträge; wohl zu bemerken ist, daß der Inhalt des Gesprochenen immer dem Bildungsgrad des Mediums genau entsprach. Vom Sprechen kam man zum Schreiben, und bald gab es Medien, die mit geschlossenen Augen Geistermitteilungen niederschrieben. Auch Malmedien ließen sich sehen und boten, wie Gerling zugeibt, recht beachtenswerte Leistungen. Damit aber nicht genug: Bald gab es Geister, die direkte Schrift versprachen, und in den Sitzungen wurden Schiefertafeln leer vorgezeigt und im Dunkeln auf den Schoß des Mediums gelegt oder unter die Tischplatte gehalten, und nach wenigen Minuten zeigten sich auf der Schiefertafel Schriftzeichen. Gerling berichtet sehr amüsant über seinen Besuch bei dem Amerikaner Dr. Henry Slade, zu dem auch angeblich die Geister ins Studierzimmer kamen und auf die Schiefertafel Mitteilungen schrieben. Gerling entdeckte beim Warten eine bereits beschriebene Schiefertafel auf der Erde, die von dem Schwindler im gegebenen Moment statt der unbeschriebenen, zuerst vorgezeigten vorgewiesen wurde. Tausende waren auf diesen Trick hereingefallen. Slade blieb nichts anderes übrig als Gerling in die Geheimnisse seiner Geistererscheinungen einzuführen, die alle auf ganz gewöhnlichen Tricks beruhten, denen Slade aber nichtsdestoweniger eine gläubige Anhängerschar verdrankte.

Aufsehenerregend war auch die Entlarvung der Brüder Davenport, deren Haupt-

trick in der Vorführung eines Geisterkoffers bestand, in dessen Innern die Geister einen Höllenlärm verursacht haben sollten. Das Wunder entpuppte sich aber als ein einfaches Kunststück, dessen Lösung uns Gerling durch eine Abbildung vorführt. In den neunziger Jahren trat der sogenannte *Weber von Mulsen* auf, Bernhard Schraps; er hatte besonders im sächsischen Erzgebirge wie auch in Berlin eine große Anhängerschar. Die sogenannte *Schraps'sche Fesselung*, durch die der Schwindler alle Welt in Staunen setzte, wird uns von Gerling in einer Abbildung ausführlich auseinandergesetzt und erklärt; die Fußabdrücke der Geister rührten von Schraps selbst her.

Was aber können die Ungläubigen gegen die Geistermaterialisation vorbringen, die doch sogar auf der photographischen Platte klar zutage tritt? Diese hat allenthalben Sensation erregt. Aber auch hier wurde die Illusion durch die wissenschaftliche Untersuchung zerstört. Es ergab sich, daß die photographischen Platten zweckentsprechend präpariert worden waren, so daß der Geist schon vor der Sitzung auf der Platte war. Gerling bringt uns entsprechendes Belegmaterial. Und doch werden gerade diese Geisterphotographien von den Gläubigen als Heiligtümer aufbewahrt.

Menschlich und psychologisch äußerst interessant sind die zahlreichen Beobachtungsfehler der Teilnehmer an einer und der selben Sitzung. So erzählt uns Gerling von seiner ersten Materialisations-sitzung. Hier wollten 3 einander gänzlich Fremde »verstorbene Angehörige deutlich erkennen haben. Eine Dame schwor, der Geist sei ihr Ehemann gewesen. An der eigentümlichen Kopfhaltung und dem Bart hatte sie ihn erkannt. Eine andere erkannte in dem selben Phantom ihren 17jährigen Sohn. Ein Herr hatte den Geist für seine kürzlich verstorbene Nichte gehalten. Und dabei hatte das angeblich im Kabinett schlafende Medium nur diese Maskerade mit weißen Tüchern getrieben. Zahlreiche Entlarvungen wurden durch Bespritzungen mit Fuchsinanilin ausgeführt, so auch in Berlin von Dr. Albert Moll.

Wer erinnert sich nicht mehr an die Entlarvung der Anna Rothe, die anscheinend immer frische Blumen aus der Luft holte, die ihr die Geister gaben? Anna Rothe hat jahrelang gewirkt und hatte ihre Anhänger in den höchsten Kreisen. Ganz reell hatte sie ihre Blumen bei bestimmten Blumenhändlerinnen auf dem Winterfeldplatz gekauft, wie sich bei den Ver-

handlungen herausstellte. Die angebliche gründliche Kleideruntersuchung war eine Farce, sie hatte nur eine Minute gedauert. Anna Rothe hatte ihre Blumen unter ihren Kleidern durch Eisstückchen taufriech erhalten können.

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, ob es überhaupt echte Medien gebe. Gerling bejaht diese Frage. Aber bei den echten, nicht betrügenden Medien treibt kein angeblicher Geist sein Spiel. Sie begnügen sich mit Trancereden, sie schreiben und zeichnen, stellen auch gelegentlich Diagnosen, aber Geister lassen sie nicht erscheinen. Bei den meisten Medien ist eine gewisse pathologische Veranlagung zu konstatieren, und der Trancezustand ist dem in der Hypnose zu vergleichen. Bei ernster Erforschung des Spiritismus ist vorläufig nichts von dem Geisterspuk übrig geblieben. Wir wollen keinem öden Rationalismus huldigen, der etwa leugnen wollte, daß es Unbegreifliches überhaupt gäbe. Aber gerade deshalb ist größte Genauigkeit der wissenschaftlichen Untersuchung notwendig. Kritiklose Leichtgläubigkeit ist vom wirklichen Glauben so weit entfernt wie prinzipielle Skepsis vom wirklichen Erkennen.

× **Kurze Chronik** Der außerordentliche Professor der Philosophie und Pädagogik Dr. Eduard Spranger an der Universität Leipzig wurde zum Ordinarius ernannt. Spranger ist erst 30 Jahre alt. Er war kurze Zeit in Berlin Privatdozent und wurde 1911 als Nachfolger Meumanns nach Leipzig berufen, der das psychologische Institut in Hamburg gründete. × Dem 80jährigen Wilhelm Wundt wurden von seinen Schülern und Verehrern 7000 Mark zur freien Verfügung überreicht. Er hat diese Summe seinem Institut für experimentelle Psychologie zur Anschaffung von Instrumenten überwiesen.

× **Literatur** Der *Abriss der Psychologie* von Hermann Ebbinghaus ist in 4. Auflage erschienen /Leipzig, Veit/. Dieses vortreffliche Buch, das von Ebbinghaus vorwiegend zu Einführungszwecken bestimmt worden ist, ist von Professor Dr. Dirr in Bern erweitert und revidiert worden. × *Die Psychologie des Verbrechens* nennt Dr. Max Kauffmann sein Buch /Berlin, Springer/. Durch zahlreiche Besuche in den Anstalten lernte er den Verbrecher in der Gefangenschaft kennen, und er machte es sich dann zur Auf-

gabe ihn auch in der Freiheit zu beobachten. Kauffmann unterscheidet 2 Kategorien von Verbrechern: die energischen eigentlichen Verbrecher, die *Herrennaturen*, und die *Landstreichernaturen*, die wie Verbrecher 2. Qualität, wie Parias behandelt werden. Unser Verfasser analysiert beide Typen eingehend. Unterstützt wird seine wertvolle Kritik durch zahlreiche gute Abbildungen. X Ernst Mach hat *Erinnerungen einer Erzieherin* mit einem Vorwort geleitet (Wien, Braumüller/. Die schlichte Erzählung, die uns nach Kroatien, der Bukowina, Montenegro und Ungarn führt, ist nicht ohne Interesse. Liebevoll hat sich die Erzählerin in die Seele ihrer Pfinglinge hineinversetzt und ihnen auch psychologisches Verständnis entgegengebracht. X In seinem Buch *Die Liebe, ihr Wesen und ihr Wert* (Breslau, Preuß & Jünger/ zeigt uns der Verfasser, M. Rosenthal, einleitend, daß der Begriff der Liebe sich im Lauf der Zeit sehr verändert hat, und daß die moderne Liebe als »individuelle« und »geistig-sinnliche« den Menschen über die Geschlechtssphäre hinaus zusammenhält. In einem Anhang finden wir die Liebe in der Philosophie behandelt, mit freilich überaus geringer Auslese. Mit größerem Interesse folgen wir den trefflichen Ausführungen Rosenthals. X Die bekannte Schrift P. J. Möbius' *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes* (Halle, Marhold/ ist in neuer, 10. Auflage erschienen; ein Beweis, daß diese Studie, die schon bei ihrem ersten Erscheinen die Gemüter zu heißem Streit entfachte, immer noch in ihrer Wirkung ungeschwächt ist. Die Leser werden es sehr dankbar empfinden, daß sie auch an dem Streit der Vergangenheit teilnehmen können: Am Schluß des Buches hat nämlich eine Auswahl der zustimmenden und der gegnerischen Besprechungen Platz gefunden, wobei auch Namen wie Hedwig Dohm, Marg. Pöschhammer, Frieda Freiin von Bilow nicht fehlen. Außerdem folgen Auszüge aus Briefen von Kollegen und eine Anzahl Damenbriefe, die dem vielumstrittenen Buch neue Freunde und Feinde machen werden. Von besonderem Interesse ist auch die hier abgedruckte Replik des Verfassers auf die Gegenschrift Oda Olbergs *Das Weib und der Intellektualismus*. X In der *Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und physisch-gerichtliche Medizin* wendet sich Otto Juliusburger gegen die Vorwürfe, die immer wieder gegen die Irrenärzte erhoben

werden, daß angebliche Geisteskranke ohne gehörige Untersuchung auf Grund von Intrigen oder falschen Diagnosen interniert würden. Vor kurzem hat nun in der *Medizinischen Gesellschaft* Herr Medizinalrat Leppmann einen Vortrag *Irrenärztliche Tagesfragen* gehalten und seine Erfahrungen dahin zusammengefaßt, daß wir ein Irrengesetz brauchen, das die Anstaltsunterbringung Kranker und insbesondere die Pflichten und Rechte der Anstaltsleiter bis ins kleinste regelt, ferner eine Ergänzung unserer bürgerlichen Gesetzgebung über die Beschränkung der Geschäftsfähigkeit Erkrankter in der Weise, daß bis jetzt noch mögliche Schädigungen Kranker und Belästigungen Gesunder vermieden werden. Auch von einem Zusammenarbeiten von Arzt und Presse versprechen sich die Irrenärzte viel. X *Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen* benennt sich eine von dem Würzburger Philosophieprofessor Dr. Karl Marbe unter Mitwirkung von Dr. Wilhelm Peter begründete neue Zeitschrift (Leipzig, Teubner/. Das 1. Heft bringt außer einem einführenden Aufsatz von Marbe eine grundlegende Abhandlung *Die Bedeutung der Psychologie für die übrigen Wissenschaften und die Praxis*. Das 2. Heft der hier bereits angezeigten, von Freud herausgegebenen Zeitschrift *Imago* bringt wieder eine Reihe interessanter Arbeiten. So eine psychologisch sehr feine Studie *Über Naturgefühl* von Dr. H. Sachs. Leo Kaplan gibt neue Ausblicke auf die *Psychologie des Tragischen*. Im 3. und 4. Heft finden wir unter anderm die Fortsetzung der Ausführungen Freuds *Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*, die jeder völkerpsychologisch interessierte Leser mit Spannung verfolgen wird.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Romane

Wenn die Poeten sich scheiden könnten, würden sie nicht ihr erstes Buch gleich in die Welt senden. Warten würden sie, bis 2 oder 3 Werke reif geworden sind, und hernach erst mit dieser Leistung die Kritik herausfordern. Wer nur den Roman *Amor Dei* von E. G. Kolbenheyer (München, Georg Müller/ gelesen hatte, mußte sehr kühl zu seinem Talent stehen. Da hat ein mit vielen Kenntnissen belasteter Mann wieder einmal versucht das Leben des Baruch Spinoza

in einem romantischen Buch zu erzählen. Weder dem sympathischen Berthold Auerbach noch dem fleißigen Otto Hauser ist das bisher wirklich gelungen. Und dennoch, da wir wissen, daß von diesem emanzipierten Geist ein übergroßes Heil auf Herder und Goethe und selbst auf die Welttdichter unserer Tage gekommen ist, so wollten immer wieder schwärmerische Halbdichter die Geburt, das Leben und Verscheiden Spinozas poetisch verklären. Warum soll Spinoza der Heros eines Epos sein? Sind im Leben des Spinoza jene Elemente, die aus dem Schicksal eine Tragödie schufen? Der Amsterdamer Philosoph und Glas-schleifer hat wohl bewegte Kämpfe erlitten, Verfolgungen und fanatischen Haß. Doch es war seinem Gemüt die Heiterkeit eingegeben, die selten dem genialen Mann fehlt, die ein Wunder und doch ein Gesetz ist. Über dem Leben eines jeglichen Genies liegt ein Lächeln, liegt eine unzerstörbare Ruhe, weil eben die Brandungen des kleinen Daseins das geniale Herz niemals erschüttern. Christus lächelt ewig, selbst in der Bergpredigt; selbst beim letzten Abendmahl. Daher ist jede Christustragödie ein dramatischer Unsinn. Seneca lächelt ewig, selbst als das Blut aus seinen Adern fließt. So gut war die Seele des Spinoza aufgebaut, daß er den rätselhaften Frieden fand das Reich seiner Gedanken anzusehen wie den Sternenhimmel, das heißt wie ein geometrisches Gebilde. Geradeaus laufen die Linien seines Systems. Nichts bewegt sich in den Kurven, im biegsamen Auf und Ab der Leidenschaft. Der Dichter, der das Leben dieser Seele wieder erschuf, mußte die Gabe beherrschen das ruhige Element eines Geistes zu umschreiben, wie der Sänger der Natur, der seine Liebe an das Sonnenlicht, an den Felderfrieden hingibt. Kolbenheyer tut denn auch anderes als nur den Daseinsweg des Spinoza zu suchen. Er will das große Zeitgemälde malen, in dem Spinoza ein Porträt ist. Das Amsterdamer Rembrandts, die Judenstadt, die Magie der Rabbiner in ihrem Ghetto, die Verfolgung des Uriel Acosta, den Reichtum der christlichen Kaufherren will er malen. Das ist ein schöner Plan, der mit fleißigem Studium nur zu bewältigen war. Doch blieb es fraglich, ob die große Mühe des Gelehrten auch von der spielenden Phantasie des Dichters abgelöst werden konnte. Es scheint, daß Kolbenheyers Lyrismus von der trockenen Historie erstickt wurde. Das Buch *Amor Dei* ist voll von guten Seiten, aber

im ganzen doch nur ein historischer Roman von Geschmack. Viel weniger jedoch als die herrlichen Zeitgemälde eines Flaubert, eines Wassermann.

Und so blieb zu untersuchen, wie weit dieser philosophierende Historiker, dieser historisierende Poet instande sein würde dem modernen Leben Gerechtigkeit zu schaffen. Da ist sein Roman *Montsalvasch* /München, Georg Müller/. Um ein Werk, das aus allerhand philosophischen Ideen hervorkam, handelt es sich ja auch. Um den Ausflug des Parzival unserer Tage, der aber ein wenig vom Stroheuer des Don Quixote in den Adern hat. Die Rastlosigkeit des jungen Studenten, der auf die Philosophie und Weltenhoheit lenkt, der nun in ganz jungen Jahren verführt wird zwischen Wirklichkeit und zwischen dem Ideengespinnst sein Glück durchzusteuern: das ist kein schlechter Vorwurf. Junge, ideale, auf das kaum Faßbare der unirdischen Gedanken zielende Menschen sind immer sehr willkommen in Romanen. Kolbenheyer erzählt da von einem Studenten, der im Haus des musikbegeisterten Sonderlings in heftige Liebe gerät: zu einer sehr schönen, aber sehr absonderlichen Frauenrechtlerin. Und als aus dieser blindlings, mit allen tastenden Sinnen beschlossenen Zärtlichkeit das Kind zu sprossen anfängt, rührt sich in dem freiheitsverlangenden Mädchen der Trieb zur unbehinderten Entfaltung. Sie will das Kind nicht behalten, sie läßt es aus dem tragenden Leib reißen, reißt aber auch alle die Fesseln entzwei, die eine Stimmung der Begehrllichkeit zwischen ihr und dem philosophierenden Studenten zusammengefügt hatte. Das ist ein Dichterplan, der so leicht ins Böse, ins Tendenziöse hätte mißraten können. Keine Tendenz, nur reines Gefühl schwebt aber im Talent Kolbenheyers, so daß man fast erstaunt ist ihn nach den Philosophemen des Spinozaromans in so grünen Gefilden wiederzufinden. Gewiß, es ist das ein Roman, der die Schule des jungen Schriftstellers in allen Winkeln verrät. Was dem Buch die Staffage gibt, etwa die derbe, wienende Magd und dieser österreichische, mit innerlicher Musik überladene Finanzrat, das sind Typen, die uns gerade aus den ältesten und den am meisten österreichischen Büchern vertraut sind. Ja, die ganze Technik Kolbenheyers scheint da geborgt, aber gut entlichen, beinahe vollkommen entlehnt. Wenn ein Dichter alle Lebensgänge in einen Wiener Vorstadtgarten verlegt,

wenn er dorten Frühling und Winter werden läßt, wenn er in die Werkstatt eines verbummelten Bildhauergenies führt und die Harmonieen der Bachschen Sonaten über Blumenbeete und bis zum blauen Himmel fortschallen läßt, dann gewinnt er von vornherein. Das ist ein kluger Schüler, der, trotz aller gedanklichen und künstlerischen Abhängigkeit, verspricht und deshalb mehr Aufmerksamkeit verlangen durfte als viele andere von den Jungen.

Der Kritiker wittert nach den neuen Formen der Jungen und nach den Empfindungswelten, die sich etwa ihrem Innern erschließen. Und die Freude neue Welten in den Jungen zu entdecken ist wunderschön. Nur kommt dann auch eine Enttäuschung nicht selten darüber, daß so ein Junger sich bläht, sich herrlich gebärdet und doch nicht vom Glanz seiner Jugend berührt worden ist. Vorläufig ist in Otto Flake nur die Sehnsucht stark das Hergebrachte der alten Romanformen und alten Romangefühle zu überwinden. In dem jungen Mann waltet die Erkenntnis, daß es doch eigentlich Unsinn sei die mageren Begebnisse des Menschendaseins an der Schnur der Romankapitel aufzureihen. Der höhere Sinn, wohl auch der tiefere, ist im Menschenschicksal nur das Entscheidende. Und seinem Temperament fiel ein Mann auf, ein Gelehrter, ein Ästhet und Kenner von den Geheimnissen im Kern der Erde. Der Geologe wurde menschenscheu durch seine zu liebesfrohe französische Gattin. Und als er dann wieder geheilt wird, ist sein Gemütsleben arg bedroht. Nach den Jahren des sinnlichen Todes findet er die erste Erweckung bei einem sehr blonden und schlanken Jungfräuloin. Aber der französisch verwöhnte Mann ist da nur oberflächlich getröstet worden, obgleich er sich Schöneres einreden möchte. Er hatte so viel Liebeskunst gekostet, daß ihn die blonde Liebesschlichkeit nicht mehr ganz beglücken konnte. Ilse war die schlichte Jungfrau genannt, von der er nun Wochen, Monate getrennt wird. In dieser Zeit wird er ein äußerst rühriger Freund der Liebesbetätigung. Ihm gehören eine geheimnisvolle Dirne, eine sehr verlangende Witwe. Und während er nun all diese Frauen prüft, klingt immer in ihm der gleiche Ton: Ilse. Er nähert sich der blonden, ganz Unschuldigen, je weiter er von ihr entfernt wird. *Schritt für Schritt* sagt Flake in der Sprache der Infanterie, und er nennt das ganze Buch nach dieser Feldmarsch-

devise /Berlin, Bruno Cassirer/. Das Theorem ist sehr unterhaltsam, es ist vielleicht sogar vom Hauch der Ewigkeit durchströmt. Denn jeder halbwegs gesunde, mit Nerven ausgestattete Jungesell wird von der Ehesehnsucht nach irgendeiner Jungen, Blonden, Schlanken, Schlichten geplagt, und mag er sich bei den Geliebten vom andern Schlag auch noch so angenehm erbauen. Auch mag betont werden, daß es gerade einen modernen, der Routine feindlichen Schriftsteller locken muß die gewöhnlichen Anekdoten zu verlassen, seinem Werk etwas Gemeingütiges einzutränken. Der Schritt für Schritt zur ordentlichen Ehe liebe erzogene Mann besitzt eine Schwester. Auch diese mit einem sehr höflichen, wohlgebildeten Mann verheiratete Dame wird zur Erkenntnis von der befriedigenden Stille einer an Abenteuern armen, doch mit Nervengesundheit besegneten Ehe gereift. Und diese Frau wird klug, als sie den Ehebruch versucht. Sie versucht ihn nur, sie führt ihn nicht aus. Für die Bekehrung der Frau genügen die winzigen Schritte, Frauenschritte eben. Das Symbol des Romans erlaubt, es fordert sogar allerhand Spielerei der Gedanken. So wäre in dem Roman *Flakes* alles wohl entworfen, wohl angeordnet. Alles ist in dem Roman: Stil, Geschmack, Sorgfalt. Und doch: Der Roman ist zu früh hingeschrieben worden, noch ehe das Gebilde in der Phantasie von den Dichterkraften ganz geschaffen wurde. Aber gerade die Jungen müssen sich hüten dem Laster der Alten nachzufolgen, die mit Willen und Mühe tun, was nur aus der Tändelei und dem Traum erwachsen sollte.

Noch immer wandern die Poeten, die sich mit den schönsten Regungen der liebeverlangenden Seele vertraut machen wollen, nach Paris. Wann wird Berlin das Paradies solcher schneidenden deutschen Herzenswärmer werden? Berlin oder eine andere deutsche Stadt, die reich und gesegnet sein müßte mit Frauen, in deren Umarmung der junge Mann das Mysterium der Zärtlichkeit erlernen dürfte. Merkwürdig ist es ja, daß Paris hier klassisches Land geblieben ist. Wie der Deutsche Pierre Wolff der Erfinder des echten, von der Akademie sogar anerkannten Boulevardfranzösisch wurde, so entdecken die Deutschen immer wieder die Häuser, die Paläste, die Fürstinnen und die Prostituierten der rätselhaften, der verruchten, der herrlichen französischen Hauptstadt. Alexander Ca-

stell, der den tausend Kameraden seiner Gemütsverfassung nachgegangen ist, vertieft sich auf eigene Art in das Pariser Leben. *Bernards Versuchung* heißt sein Roman /München, Langen/. Castell ist vom Schlag der Wohlerzogenen, die unter den modernen Schriftstellern sich häufig bewegen. Zu Hause ist er in den wohlstilisierten Wohnungen, in die teuren Sommerfrischen reist der Hauptmensch seines Buches. Ein Gesellschaftsroman wurde geschrieben, in dem die Erdgeschöpfe mit Renten, sehr guten Kleidern, harmonisch beleuchteten Schlafzimmern und einer nicht zu verachtenden Muße ausgestattet sind. Während nun Gesellschaftskritiker früherer Zeit der Ansicht waren, daß die Menschen dieser Klasse mit ein wenig Ironie und Bissigkeit behandelt werden müßten, schreibt der jüngere Beobachter viel vorsichtiger, sogar mit größerer Innigkeit. Er ist nicht nur in diese Schlaflichkeit und Eleganz verliebt, er nimmt sie sogar hin als das allein notwendige Element des Daseins. Keine Kritik sondern eine energisch festgehaltene Erkenntnis von der Notwendigkeit der ehebrechenden Marquise, das ist eine Weltanschauung, sozial nicht ganz zu rechtfertigen und dennoch für den Dichter kaum zu verwerfen. Bernard, der versucht wird, erst an mehreren jüngeren, mit Parfüm und Perlen geschmückten Damen, hat zum Ende als Erzieherin seiner Wollust eine ältere Frau, eine Gattin, eine Mutter, und er versinkt so, nach drei, vier in seidnen Betten aufgestapelten Erfahrungen in eine bei modernen, leicht geschwächten Männern nicht seltene Träumerei von Keuschheit und Sinnenruhe. Diese Gedanken erwachen dem viel geprüften Bernard im Nachtcafé, vor der Sektflasche und im Anblick seiner Frau Mama, die ihre Witwenschaft mit einem häßlichen, zigeunerumstäten Herrn getröstet hat. Die bedeutenden Verführer scheinen stets häßlich zu sein. Castell beschäftigt nur die Einbildungskraft, ohne die Gedanken zu gefährden. Sehr oft fragt der Kritiker sich, warum denn eigentlich die Probleme des Dichters aus dem obren Gebiet des Geistes in die Tiefen des Unterleibs hinabgleiten. Und wenn er eben bereit ist das Halt tönend auszusprechen, zögert er doch, gequält von dem Verdacht, daß der Dichter ein besserer Seelenkenner sei als der Moralist.

Was ist es, das in Johan Falkbergets Roman *In der äußersten Finsternis* /Leipzig, Merseburger/ das Lob, ja

die freudige Teilnahme des Gefühls hervorlockt? Das Buch ist eine Geschichte aus dem Bergmannsleben Schwedens, und es ist eine Geschichte, hinter der ein inniger Poet zu sehen ist. Nur so war es möglich, daß die tausendmal erzählten Dinge eines Minenunglücks wieder neue Kraft erhielten. Wirklich, in äußerster Finsternis leben diese Bergleute des düstern Nordens, die sich niemals vollkommen ausruhen dürfen, die hinaussteigen zur Grube mit schlotternden Knochen, die fast alle eines Tages zermalmt werden, eine Beute des Todes, des Hungers, des Spitals. Das sind mit Tendenz hingeschriebene und trotzdem sehr starke Kunstbilder, diese Beschreibungen vom Erwachen der Bergleute in der dumpfen Stube, von ihrem Frühstück, von ihrem Gang durch die Winternacht. Die Namen Zolas und Lermonniers, die hier erwähnt sein müssen, können Falkbergets Talent kaum verkleinern. Die Einzelheiten dieses Buches verwischen fast den Kern der Handlung, der sogar etwas hausbacken ist. Denn man ist zwar zufrieden, daß ein braves Mädchen von der Schwindsucht geheilt und eine glückliche Ehegattin wird; man vergißt aber dieses gute Schicksal über den anderen Eindrücken dieses erschütternden Buches.

Die Romane Adolph Wittmaacks sind immer in Hamburg und im nordwestdeutschen Wasserland zu Hause. Auch diesmal führt er den Helden seines Romans dorthin. *Die kleine Lüge* heißt das Buch /Berlin, S. Fischer/. Das ist ein Symbol für bourgeoise Engherzigkeit. Der Mann, der diese Fesseln bricht und eine Zeitlang als Erfinder weit hinaufsteigt, wird aber bald besiegt. Er hat, wie das heute so häufig geschieht, einen vorzüglichen Flugapparat erfunden und stürzt in die Flut zum Tod, da er seinen herrlichsten Flug gerade unternehmen will.

Zum Schluß dieses Abschnitts sei registrierend erwähnt, daß auch der Verfasser dieser Rundschau einen neuen Roman veröffentlicht hat: *Die Träume der Nathalie Braunstein* /Berlin, Fleischel/.

×
 Erzählungen Nicht häufig findet sich
 ×
 solch ein Künstlerwille wie
 in dem Novellenband *Die
 Alten* des Schweden Sigfrid Si-
 wertz /Leipzig, Bonnier/. Was schon
 tot oder was schon morsch ist, wird be-
 schrieben. Auf einen Ton des Entsagens
 ist alles gestimmt, und dennoch geschieht
 mit dem Tod ein Spott. Man beißt die

Zähne zusammen, weil man so am besten durch das schlechte Leben und durch das noch elendere Sterben gerät. Eine melancholische Färbung haben Siwertz' schwedische Geschichten. Wie es kommt, daß all die alten Herren ihrem Kameraden zur Hochzeit ein Trauerkarmen singen, das ist komisch und zugleich sehr rührend. Rund, dazu ein Kunstwerk mit viel belebter Philosophie, ist in dem Buch die Novelle vom *Rettungsboot*. Ein verkommener Schmierkomödiant wird da auf wenige Tage zu einem Glücksleben verfrachtet. Prächtige, mit Idealen gesegnete junge Leute geben ihm für kurze Zeit die Erde zurück und mit ihr die Menschenwürde. Der Säufer wird nüchtern und gut. Und nun zerstört ihn in einer Minute wiederum der Schnaps so niederträchtig, daß er sich bis zum Meeresgrund hinunterstürzt. Lebenshoffnung und Lebensüberdruß sind so belehrend und zugleich gegenübergestellt. Ein Sinngedicht ist zu lesen, dessen Sinn nur mit dichterischen Mitteln ausgedrückt ist. Wie goldene Jungen in dieser Novelle sind, wie viel Meeres- und Nebelzauber hier ausgebreitet liegen! Siwertz ist eine bedeutende Begabung, und was er sagen will, gerät ihm auch zur zwingenden Form.

× **Kurze Chronik** Böhmens berühmtester Lyriker, Jaroslav Vrchlicki, ist gestorben. Er hat viel aus deutschen Dichtern, aus Goethe und Heine und auch aus den Modernen übersetzt. × Freunde Hölderlins haben ihm zu Ehren auf dem Rittergut Kurland an der Havel eine jonische Säule aus Sandstein errichtet. × Professor Mumker hat der Münchener Akademie wertvolle Lessingfunde mitgeteilt. Der Dichter hat als Bibliothekar in Wolfenbüttel zu dem alten Jöcherschen Gelehrtenlexikon zahlreiche Randnoten geschrieben, und aus den Büchern aller Wissenschaften schrieb er sich die merkwürdigsten, erst jetzt entdeckten Exzerpte. × Zu Jeßnitz im Anhaltischen wurde Hermann Conradi am 28. Juli 1862 geboren. Er starb nur 12 Jahre alt, und die marmorne Gedenktafel, die jetzt in die Mauern seines Geburtshauses gefügt wurde, soll das Andenken dieses unglücklichen Stürmers bewahren. × Ein neuer Roman K. von Persalls *Der neue König* (Berlin, Fleischl) führt an den Hof eines ganz modern geschilderten Königreichs, und daß eine Kronprinzessin die Ehe bricht, ist gewiß für neugierige Leser sehr in-

teressant. × Mit Enthusiasmus und in lockender Sprache schrieb Hans Sittenberger einen Liebesroman *Die Wallfahrt nach Kythera* (Berlin, Vita), der auf hellenischem Boden und in goldener Sonne mit schöner Resignation endet. × Kleine, immer auf eine sentimentale Pointe auslaufende Novellen sammelt Hans von Hülsen (*Die seidene Fessel* (München, Hans Sachs-Verlag)). Sie sind gut geschrieben und angenehm zu lesen.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Permutit In der Natur gibt es merkwürdige Mineralien, die in die Gruppe der Zeolithe gestellt werden. Es sind dies Tonerdedoppelsilikate, bei denen neben dem Aluminium: Kalk, Natron, Kali oder sonst ein Oxyd als Base vorhanden sind. Die für den Haushalt der Natur wichtigste Eigenschaft der Zeolithe, die einen wesentlichen Bestandteil der Ackererde bilden, besteht darin, daß sie, ähnlich wie ein Schwamm, Wasser aufzusaugen und zurückzuhalten vermögen. Eine zweite wichtige Eigenschaft der Zeolithe besteht darin, daß sie in stande sind einzelne chemische Gruppen, die ihren Aufbau bilden, durch andere gleichwertige zu vertauschen, zum Beispiel Natron gegen Kalk, Aluminium gegen Eisen usw. Von dieser Eigenschaft wird neuerdings ein sehr ausgiebiger Gebrauch gemacht. Durch Zusammenschmelzen von Tonerdesilikat und irgendeinem Alkali mit Quarz wird ein künstlicher Zeolith hergestellt, der als kristallinisch-blättriges Produkt unter dem Namen *Permutit* in den Handel kommt. Dieses Permutit dient in erster Linie dazu, um hartes Wasser in weiches Wasser zu verwandeln. Die Härte eines Wassers wird bekanntlich durch seinen Gehalt an Kalk- und Magnesiumsalzen bedingt. Die Gegenwart dieser Salze ist bei der chemischen und technischen Anwendung des Wassers überaus störend, auch gefährlich; die Kalk- und Magnesiumsalze geben Anlaß zur Bildung des gefährlichen Kesselsteins. Es ist daher schon lange nach Mitteln gesucht worden auf bequeme Weise Wasser zu enthärten. In ausgezeichneter Weise wird dies durch die Zeolithe, insbesondere durch das Permutit ermöglicht. Man hat nur nötig das harte Wasser durch einen Permutitfilter hindurch zu filtrieren. Es tritt hierbei der Kalk respektive die Magnesia als Verbindungs-

gruppe in den Zeolith ein, während die entsprechende Kaligruppe sich im Wasser löst. Ein Permutitfilter vermag theoretisch unbegrenzte Mengen harten Wassers in weiches zu verwandeln; denn wenn das Zeolithfilter in seiner Wirksamkeit erschöpft ist, braucht man es nur mit konzentrierter Kochsalzlösung zu behandeln und mit weichem Wasser nachzuwaschen. Der Zeolith nimmt dabei Natriumverbindungen auf und gibt Kalkverbindungen an das Wasser ab, so daß es vollständig in seinen alten Zustand regeneriert wird. Bei Verwendung eines Permutitfilters kann man also auch hartes Wasser zur Kesselspeisung verwenden, ohne die Bildung von Kesselstein befürchten zu müssen.

Ebenso wie man hartes Wasser von den Erdalkaliverbindungen befreien kann, vermag man auch Eisen und Mangansalze mit Hilfe von Zeolithfiltern aus dem Wasser auszuschcheiden. Für Färbereien, Wäschereien und Bleichereien ist dieses Verfahren von größter Wichtigkeit. Auch in der Zuckerfabrikation sollen Zeolithe mit Vorteil angewendet werden können, um die die Kristallisation störenden Alkalisalze aus der Melasse zu entfernen. Der Kuriosität halber sei noch erwähnt, daß auch der Vorschlag gemacht worden ist die Spuren von Gold, die sich im Meerwasser finden, durch Filtration des Meerwassers durch Permutitfilter hindurch auszuschcheiden.

✕ **Metallspritzverfahren** ✕ Von Ulrich Schoop ist ein Verfahren angegeben worden, um flüssiges Metall unter Anwendung von Druckluft in feinsten Verteilung aus einer Düse auszuspritzen. Das flüssige Metall kann dann in beliebiger Stärke auf jeden beliebigen Gegenstand aufgetragen werden. Die Unterlage kann selbst ein brennbarer Stoff, zum Beispiel Papier, sein. Dieses Verfahren hat auch für die Elektrotechnik eine an sich nicht zu unterschätzende Bedeutung. So kann es beispielsweise zur Herstellung von Akkumulatorenplatten Verwendung finden, zur Erzeugung von Widerständen, zur Kontaktbildung als Ersatz für das Schweißen, zur Metallisierung der Außenseite von Kleidungsstücken für Arbeiter an Hochspannungsanlagen usw.

In der Akkumulatorenindustrie hat es ganz besondere Wichtigkeit, weil es die Herstellung leichter Akkumulatorenplatten ermöglicht. Ein sehr dünnes Bleiblech kann durch das Spritzverfahren mit einer dünnen Schicht schwammigen

Bleis überzogen werden, und selbst alte, verbrauchte Platten können nach diesem Verfahren wieder erneuert werden. Auch zur Herstellung der Platten von Edisonakkumulatoren findet es zweckmäßige Verwendung, indem Eisenblech mit flüssigem Eisen, Nickelblech mit flüssigem Nickel bespritzt wird.

Zur Erzeugung von Widerständen wird das flüssige Metall direkt auf Schieferplatten und dergleichen zickzackförmig aufgespritzt. Man kann dann die Widerstandslänge beliebig groß machen, indem man die Teile, die nicht mit Metall überzogen werden sollen, einfach abdeckt.

An Stelle der Schweißung von Schienen kann das Schoopsche Verfahren gleichfalls Verwendung finden, indem man in den Zwischenraum zwischen den aneinanderstoßenden Schienenenden eine genügende Menge flüssigen Kupfers einspritzt.

✕ **Autogene Schweißung** ✕ In einer ausführlichen Abhandlung der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure wurde vor kurzem von Max

Bermann die Überlegenheit der autogenen Schweißung über die alte Hammer-schweißung nachgewiesen. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßt er folgendermaßen zusammen: »Die einwandfrei ausgeführte autogene Schweißung von Stahlgattungen, hauptsächlich von Stücken des selben Stahls, ist der gewöhnlichen Schweißung überlegen, weil die Hauptbedingung für das Schweißen, nämlich die rein metallische Berührung der kleinsten Teile der Stücke in der Schweißstelle, leichter erfüllt werden kann, da sie sich im flüssigen Zustand befinden. Fremdkörper und Oxyde werden von der Schweißstelle mit Hilfe der Schlackenbildner im Stahl oder vom Schweißpulver bei entsprechend langem Flüssighalten der geschmolzenen Teile mit Sicherheit entfernt. Die nicht durch die Schlacke gelösten Eisenoxyde werden, wie bei der gewöhnlichen Schweißung, durch die reduzierend wirkenden Bestandteile des Stahls gelöst, wodurch die rein metallische Berührung gefördert wird. . . Die Veränderung der chemischen Zusammensetzung an der Schweißstelle wird durch Regeln des Verhältnisses zwischen der Gas- und Sauerstoffmenge verhütet, die dem Schweißbrenner zugeführt werden. . . Als brennbares Gas ist vorzugsweise gereinigtes Acetylen zu verwenden. . . Die dichte Lagerung der Stoffteilchen an der Schweiß-

stelle wird durch zweckmäßiges Zurichten des Schweißschlitzes gesichert. . . Das kristallinische Gefüge der Schweißteile muß bei wichtigen Maschinenteilen nachträglich in der Schmiedehitze durch Bearbeiten mit dem Hammer zerstört werden. »

× **Kurze Chronik** Für die *Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft* ist ein Dieselschiff von 4000 Registertons Rauminhalt gebaut worden, das im August seine Probefahrten gemacht hat. Zum Antrieb dienen 2 umsteuerbare, einfach wirkende Zweitakt Dieselmotoren von je 2000 Pferdestärken. Die Maschinen wiegen nur 240 Tonnen, während eine gleichstarke Dreifachexpansionsdampfmaschine 410 Tonnen gewogen hätte. Der Brennstoffverbrauch der Dieselmotoren beträgt nur 210 Gramm per Pferdekraftstunde; bei Dampftrieb hätte er 700 Gramm betragen. Unter diesen Umständen beträgt der Gewinn an Laderaum 800 bis 1000 Kubikmeter, die Ersparnis an Bedienungsmannschaften 10 Mann. × Die Berliner Bergakademie wird mit der technischen Hochschule organisch und auch räumlich verbunden werden. × Eine Reihe bedeutender industrieller Etablissements feiert in diesem Jahr ihre Jubiläen. Friedrich Krupp in Essen blickt auf eine 100jährige Tätigkeit zurück. Die *Schichauwerft* in Danzig feiert ihr 75jähriges Jubiläum, die Maschinenfabrik Rich. Hartmann in Chemnitz und ebenso R. Wolff in Magdeburg-Buckau sehen auf ihr 50jähriges Bestehen zurück. × Das Wrack des Kriegsschiffs *Maine*, das sank, ist gehoben und nach Entfernung der noch brauchbaren Konstruktionsteile auf hoher See wieder versenkt worden. Bei dem Zerschneiden des Wracks ist das autogene Schneidverfahren mit größtem Erfolg angewandt worden. Das Abschneiden des Turms dauerte beispielsweise nur 38 Minuten. × Über die Wünsche und deren angebliche Erfolge äußerte sich das Protokoll der Versammlung der Direktoren der geologischen Landesanstalten in Prußen in sehr abfälliger Weise. Die Rußländer könnten heute keine Rolle mehr spielen, wenn sie nicht durch die außerordentliche Sicherheit ihrer Behauptungen verstanden hätten vielfach die Presse und die Behörden zu beeinflussen. Gegenüber diesen Behauptungen müsse es als erwiesen hingestellt werden, daß durch das

Wassersuchen mit der Wünschelrute nur sehr selten Ergebnisse, niemals aber solche Ergebnisse erzielt worden sind, die nicht von der wissenschaftlichen Geologie mit viel größerer Sicherheit erzielt worden wären.

DIVERSA

Neuerscheinungen

**Ladewig: Po-
litik der Bü-
cherei** Die Zeiten, da man die Bibliotheken als eine Art Heiligtum betrachtete, zu denen nur einige Bevorzugte Zutritt hatten, vielleicht gar noch mit der stillschweigenden Verpflichtung den mit allen möglichen wissenschaftlichen Privatarbeiten beschäftigten Bibliothekar tunlichst wenig zu stören, sind wohl vorbei; aber die tatsächliche Bedeutung der Büchereien für das geistige Leben ist weder in den Kreisen, die oft genug über die Hilfsquellen dafür zu beschließen haben (Parlamentarier, Stadtverordnete), ausreichend bekannt, noch auch kann man sagen, daß alle die verschiedenen Arten von Büchersammlungen, die heute tatsächlich neben einander bestehen und die jede ihre eigene Aufgabe besitzen, der Allgemeinheit die Dienste leisten, die erwünscht, erforderlich und möglich sind. Kürzlich ist ein Buch erschienen, betitelt *Politik der Bücherei* /Leipzig, Wiegandt/, dessen Verfasser, Dr. Paul Ladewig, als Ziel etwa das folgende setzt: Die Aufgabe der Bibliotheksverwaltung besteht darin, daß möglichst vielen Lesern die ihnen für ihre geistige Weiterbildung wirklich nützlichen Drucksachen tunlichst vollständig und mit dem geringsten Aufwand an Arbeit zugänglich gemacht werden. Es ist also auf ein Sondergebiet der Verwaltung angewandte Energetik, was uns geboten wird, und es würde wahrlich ein schöner Erfolg sein, wenn diese Methode auch auf anderen Gebieten der öffentlichen Verwaltung zur Anwendung käme. Schon im Interesse der Kultur im allgemeinen. Für die Bildungszwecke und insbesondere für das uns hier beschäftigende Gebiet, die öffentlichen und halböffentlichen Bibliotheken, sind ja leider die Mittel so knapp, daß entweder das Personal überanstrengt oder auf einen Teil des möglichen Erfolgs aus Mangel an Personal verzichtet werden muß. So mußte vor einiger Zeit, um ein Beispiel anzuführen, die öffentliche Bibliothek in Dresden-Plauen eine kleine Leihgebühr einführen, um die Leserschaft herabzusetzen.

Es ist nicht möglich den reichen Inhalt des Buches hier anzugeben. Für die ganze Gebarung soll lediglich das Interesse des Benutzers maßgebend sein, deswegen, weil die Nation als Ganzes geistig um so tüchtiger sein wird, je gebildeter die einzelnen sind, die sie zusammensetzen. Aus diesem Grund soll der Bibliothekar auch Psychologe sein, seine Kunden (die Bücherei muß ganz *geschäftlich* geleitet werden) nicht nach einem Schema, wie man es aus der Benutzungsordnung heraus destillieren könnte, behandeln sondern sich die Zeit nehmen jedem berechtigten Einzelwunsch zu entsprechen. Ich stimme dem Verfasser völlig zu, wenn er der Anschauung ist, man dürfe im Fall von Beschädigungen oder Verlusten nicht gleich von allen aus der vom Leser ordnungsgemäß unterschriebenen Bibliotheksordnung sich ergebenden Rechten Gebrauch machen; nur würde ich einen solchen Rat nicht öffentlich in einem Buch geben, weil dadurch die Gefahr besteht, daß er auch zur Kenntnis von Lesern kommt.

Beachtenswert erscheinen mir die Ausführungen über das *Formular als Grundlage der Geschäftsführung*. Nicht nur, weil ich der Anschauung bin, daß in den Vordrucken die Erfahrungen einer tüchtigen Verwaltung ihren Ausdruck finden, sondern auch aus dem besondern Grund, daß der Verfasser als Organisator der Kruppschen Bücherhalle, wie mir scheint, die Gelegenheit gehabt und benutzt hat die Verwaltungsgrundsätze dieses gewaltigen Unternehmens, soweit sie für eine Bücherei brauchbar sein können, zu übernehmen. Zwar werden wohl noch für lange Zeit die meisten Bibliotheken darauf verzichten müssen ihre Ergebnisse in so schöner und klarer Weise darzustellen wie es die dem Buch beigegebenen, aus den Berichten der Kruppschen Bücherhalle übernommenen Tafeln zeigen; trotzdem kann auf dem Gebiet der Statistik noch viel geschehen, um die Betriebsergebnisse einem an das Lesen langer Zahlenreihen nicht gewohnten Publikum anschaulich zu machen. Auch die zur Statistik selber gemachten Ausführungen seien hervorgehoben, weil das Maß dessen, was man vernünftigerweise von einer solchen Bibliotheksstatistik verlangen kann, festgelegt wird; es ist doch zu weit gegangen, wie ich hier allerdings nicht erläutern kann, wenn man, wie anderwärts versucht worden ist, aus einer Bibliotheksstatistik auf die Steigerung der Kultur

einer bestimmten Gegend irgendwelche bestimmten Schlüsse ziehen will.

Außer den oben erwähnten Tafeln sind leider Abbildungen in dem Buch nicht gegeben, ein Mangel, der insbesondere bei der Besprechung der Büchereiarchitektur fühlbar ist, wenigstens für diejenigen, die nicht gleich dem Verfasser das Glück hatten eine stattliche Anzahl von Bibliotheken aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auch hätte ich gern gesehen, wenn über die heutigen Bestrebungen das Buch allgegenwärtig zu machen einiges gesagt worden wäre: Man ist jetzt damit beschäftigt das Auskunfts Wesen über Bücher so auszubauen, daß wenigstens die Frage *In welcher Bibliothek finde ich ein bestimmtes Buch?* binnen wenigen Jahren für das Deutsche Reich und sogar für die deutsche Literatur eine befriedigende Antwort finden kann, dank der Tätigkeit des Berliner Auskunfts-bureaus für die deutschen Bibliotheken. Es ist nun schon heute möglich ein beliebiges Buch, sofern es in der betreffenden Stadt nicht vorhanden ist, sich von einer auswärtigen Bücherei kommen zu lassen, gegen Erstattung der Auslagen; es gibt auch schon Bibliotheksverwaltungen, die sogar auf diese Erstattung verzichten. Denn ohne diese Möglichkeit kann ja die Gewißheit, daß ein Buch sich im Besitz irgendeiner Bibliothek befindet, um so weniger nützen, als man bei einer Reise dorthin Gefahr läuft, daß das Buch ausgeliessen ist.

Es ist hier nicht der Ort auf weitere Einzelheiten einzugehen; auch für den, der nur über gewisse Einzelfragen des Bibliothekswesens Auskunft wünscht, wird das gegen 2000 Schlagworte umfassende Register ein sicherer Führer sein.

Wohl der Tatsache Rechnung tragend, daß nur ein kleiner Bruchteil der Leser Anlaß und vor allem Zeit hat den Quellen nachzugehen (von den Fachleuten, die die erforderlichen bibliographischen Hilfsmittel stets zur Hand haben, natürlich abgesehen), hat Dr. Ladewig fast keine Quellen zitiert; es läßt sich dagegen wohl keine Einwendung machen. Indessen hätte ich gern andere Angaben gesehen, nämlich Adressen der Bezugsquellen, deren Erzeugnisse im Lauf der Erörterungen empfohlen werden. Diesen Wunsch glaube ich deshalb hier vortragen zu sollen, weil am Schluß des Buches ein weiterer Band angekündigt wird, *Technik der Bücherei*, der die im vorliegenden Buch vorgeführten Einzelteile der Bücherei in Tätigkeit aufzeigen soll.

JULIUS HANAUER